

ISSN 0323-8806



Klebt diesen Streifen mit den Spielmarken auf Zeichenkarton oder Buntpapier. Schneidet dann die 18 Spielmarken sauber aus.
Die Spielmarken werden gemischt und verdeckt in den großen roten Kreis des Spielplanes gelegt. Das Spiel beginnt! Zwei Mitspieler treten gegeneinander an. Jeder zieht verdeckt eine Spielmarke, die dann beide Mitspieler gleichzeitig umdrehen. Aus dem Begriff auf der Spielmarke und einem Begriff auf seiner Spielplanhälfte muß ein zusammengesetztes Substantiv gebildet werden. Wem es am schnellsten gelingt, der darf seine Spielmarke auf das entsprechende Feld legen, der andere Mitspieler legt seine Spielmarke zur Seite. Nun ziehen wieder beide eine Spielmarke und drehen sie gleichzeitig um. Gewonnen hat derjenige das Spiel, der die meisten Felder besetzen konnte.

Idee und Zeichnungen: Jürgen Günther



Kraftfahr-
Haftpflichtversicherung

Haushaltversicherung

Lebensversicherung

Lebensversicherung
für Kinder

Kaskoversicherung

Redaktion FRÖSI

1056 Berlin

eßfach 37

utzig, Kreis Patzig

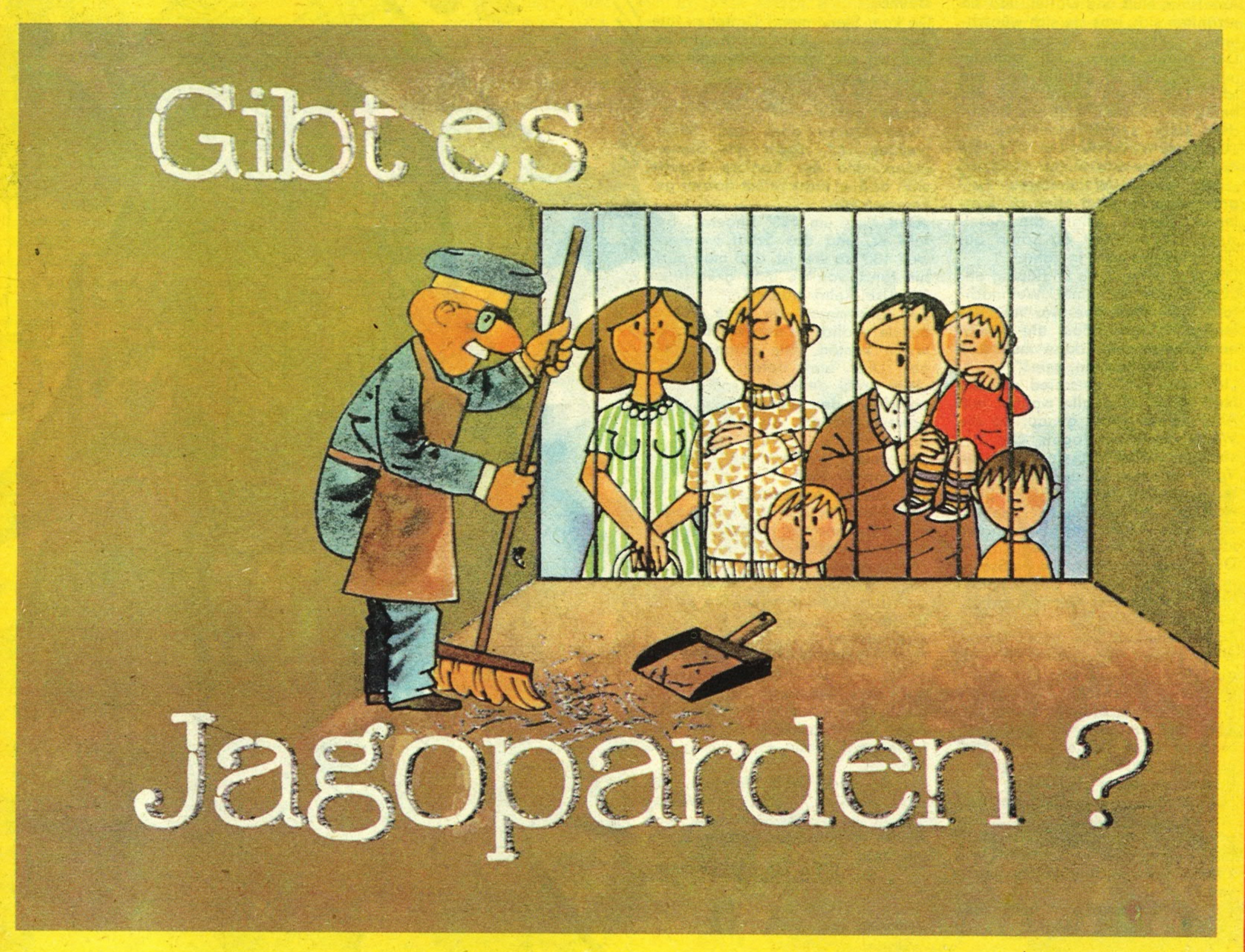
e ausschneiden +

ng und einige Versicherungsar-

ihr auf diese Postkarte, schnei-
kt sie im Laufe des Januar 1986
Adresse. Vergeßt nicht, den Ab-
Karte zu schreiben, denn viele
ise liegen für euch bereit.

„Frösi" erhielt eine recht seltene Frage. Kerstin Bauer aus Dresden fragte uns nach Jagoparden. Gibt es denn solche Tiere?

FRÖSI 12/85
PIONIERMAGAZIN FRÖHLICH SEIN UND SINGEN



Ein Jagopard ist eine Kreuzung zwischen Jaguar und Leopard.
Sie kommt gelegentlich, ähnlich wie Kreuzungen zwischen Tiger und Löwe, in zoologischen Gärten vor, wenn Angehörige verschiedener nahe verwandter Arten in einem Gehege gehalten werden und sich nach Möglichkeit gegenseitig seit der Geburt kennen.
Kreuzungen zwischen anderen, ebenfalls eng miteinander verwandten Arten sind seit langem bekannt. Erinnert sei nur an die Kreuzungen zwischen Pferd und Esel, Pferd und Zebra, Dromedar und Trampeltier oder zwischen Wolf und Schakal.
In der freien Wildbahn kommen Kreuzungen dieser Art fast niemals vor. Die verschiedenen Arten bewohnen verschiedene Reviere, leben oft in verschiedenen Territorien – Jaguare kommen z. B. nur in Süd- und Mittelamerika, Leoparden in Afrika und Südasien vor – und zeigen artspezifische Sexualverhaltensweisen, die von den Angehörigen der anderen Art nicht verstanden werden. Es kann also nicht zum Deckakt kommen.
Die Kreuzungsprodukte, die Bastarde, zeigen gewöhnlich Verhaltensweisen, die zwischen denen der Elternteile liegen. Dadurch ist ein normaler Mutter-Kind-Kontakt nur selten herzustellen, so daß die Jungenaufzucht nur unter Mithilfe des Menschen möglich wird.
Von wirtschaftlicher Bedeutung waren in der Vergangenheit die Kreuzungen zwischen Esel und Pferd, da die Nachkommen – der Maulesel und das Maultier – die positiven Eigenschaften beider Elternarten besaßen und zu Zug- und Trageleistungen herangezogen werden konnten.

Prof. Dr. Nichelmann

Zeichnung: Winfried Warmke
Repro: Hilmar Schubert

Reise zu den Weihnachtsinseln

Weihnachten ist schön. Jeder wünscht dem anderen das Beste, und die Wünsche werden erfüllt. Auf der Obstschale saßen Apfel, Apfelsine, Nuß und Dattel, und sie erzählten sich, was sie sich wünschten.

Der Apfel sagte: „Ich wünsche mir, daß alle so gesund sind wie ich!" Die Dattel sagte: „Ich bin heute so glücklich, weil das Bäumchen schön strahlt und duftet."

„Und was wünschst du dir?" fragte die Apfelsine die Nuß.

„Daß immer Weihnachten ist", antwortete die Nuß ohne zu überlegen. Darauf meinte die Apfelsine: „Da müßtest du schon auf die Weihnachtsinseln fahren."

Die Nuß schaute sie ungläubig an: „Und dort ist immer Weihnachten?" Die Apfelsine war fast beleidigt: „Wenn das die Weihnachtsinseln sind, dann muß dort immer Weihnachten sein!"

„Ich fahre hin", entschied sich die Nuß sofort. Und alle wollten mit. Aber keiner wußte genau, wo die Weihnachtsinseln lagen. Die Besatzung wurde festgelegt und die Vorbereitungen für die Fahrt konnten getroffen werden. Der Start war im Waschbecken geplant, wenn die Kinder aus Nußschalen kleine Schiffchen machten.

Dann kam der Start, die Nußschale entfernte sich, in der Dämmerung verschwamm der Waschbekkenrand.

So schwammen sie eine Woche, einen Monat, ein halbes Jahr, als aus dem Ausguck der Ruf ertönte: „Land in Sicht!"

Die Nußschale änderte sofort den Kurs und steuerte auf das Festland zu. Bald zeigte es sich, daß es Inseln waren. Auf dem grünen Rasen weideten Schäfchen und überall lagen bunte Ostereier herum. Es waren die Osterinseln. Kapitän Nuß nahm das Sprachrohr und rief so laut er konnte: „Wie kommt man zu den Weihnachtsinseln?"

Ein Osterlämmchen hob den Kopf und blökte: „Määh!"

„Da hast du uns eine genaue Antwort gegeben", brummte der Kapitän und gab Befehl, wieder in der ursprünglichen Richtung zu steuern.

Da kam Steuermann Dattel zu ihm und meinte: „Käpt'n, ich glaube, daß wir die Weihnachtsinseln bereits passiert haben."

„Was, schon vorbei? Wie bist du darauf gekommen?"

„Weil Ostern doch nach Weihnachten ist", sagte der Steuermann, und der Kapitän ärgerte sich, daß er nicht selbst darauf gekommen war.

„Den Kurs um 180° ändern", befahl er, und das Schiff wendete, weil 180° so viel ist, daß man dorthin fährt, von wo man gekommen ist. Also, kehrt marsch!

So schwammen sie eine Weile, bis sie endlich zu den Weihnachtsinseln kamen. Alle sprangen sie ans Ufer und riefen: „Bravo!"

„Wer brüllt denn hier so?" bellte ein Hund, den sie mit ihrem Lärm geweckt hatten, als er sich am Strand sonnte.

„Wir feiern Weihnachten", erklärte ihm Kapitän Nuß.

„Zu dieser Jahreszeit Weihnachten? Habt ihr den Verstand verloren? Weihnachten ist doch im Dezember", brummte der Hund und schlief wieder ein.

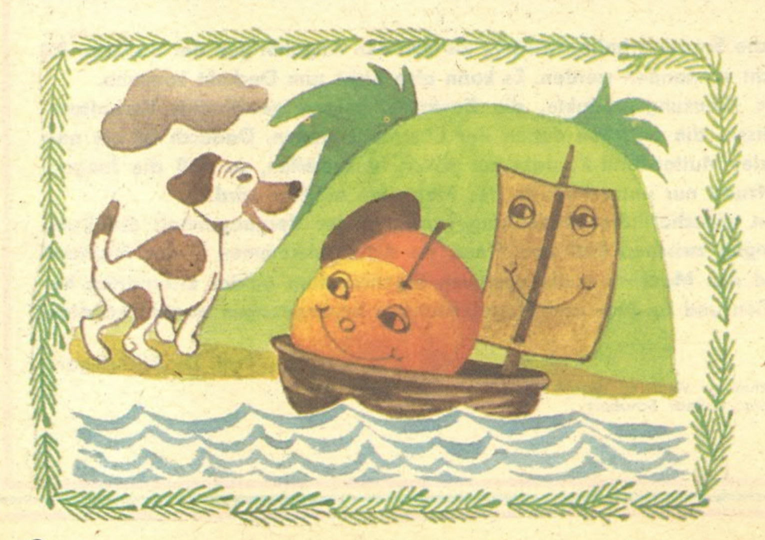
Die Besatzung der Nußschale war dem Weinen nahe. Sie lichtete den Anker und trat die lange Rückreise an.

Nun mußten sie erkennen, daß nirgends auf der Welt, nicht einmal auf den Weihnachtsinseln, das ganze Jahr über Weihnachten ist. Aber um so schöner ist die Vorfreude auf dieses Fest das ganze Jahr über.

Als sie nach zwölf Monaten, seit ihrer Abfahrt, wieder im Waschbecken zu Hause landeten, war wieder Weihnachten und der Baum leuchtete.

Dr. Zbynek Malinsky

Zeichnung: Karl Fischer



SCHERENSCHNITTE

Otto und Alwin haben in unserer Weihnachtskalender-Geschichte ein aufregendes Abenteuer erlebt. Fast wäre der Weihnachtsmann abhanden gekommen – und das nur, weil die beiden ihm eine Freude machen wollten.
Nun hat sich die Aufregung gelegt, und Otto kam auf die Idee, die Weihnachtsbildgeschichte in ein dikkes Bilderbuch einzukleben. Also nahm er seine Schere und zerschnippelte den Weihnachtskalender. Ganz vorsichtig machte er das, um nur kein Bild zu beschädigen. Anschließend klebte er die Zeichnungen ein. Am Weihnachtsabend schauten sich Otto und Alwin noch einmal gemeinsam die ausgeschnittene und aufgeklebte Bildgeschichte an. Das war ein Spaß! Denn wenn eine komplizierte Situation gut ausgeht, hat man hinterher auch gut lachen.
Doch plötzlich stutzte Alwin: „Weißt du, ich will ja nicht meckern, Otto, aber ich habe das Gefühl, daß du bei einigen Bildern etwas gemogelt hast." Otto war gleich auf der Palme: „Ich male doch nicht in fremden Zeichnungen herum!" Doch Alwin ließ sich auf keine Diskussion ein. Er holte seinen Weihnachtskalender und verglich jedes Bild in Ottos Bilderbuch haargenau. Das solltet ihr übrigens auch tun, denn das ist unsere Weihnachtskalender-Preisaufgabe. Einige Bilder, die Alwin nicht so ganz astrein vorkamen, stellt er euch auf dieser Seite noch einmal vor. Vergleicht sie mit eurer Kalenderbildgeschichte, und sollten sie tatsächlich Unterschiede aufweisen, dann notiert die Bildnummern. Die Bildziffern sortiert ihr dann zu einer Zahl. Zu welcher? Da müßt ihr selbst drauf kommen.
Schreibt eure Lösungszahl auf eine Postkarte und schickt sie bis 31. Januar 1986 an Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37, Kennwort: Scherenschnitt. Und schreibt oder zeichnet doch einmal auf die Postkarte, wie ihr euch künftige „Frösi"-Weihnachtskalender wünschen würdet. Otto und Alwin verschicken 100 nachträgliche Weihnachtspakete als Preise und viele „Frösi"-Souvenirs.



Text: Frank Frenzel, Zeichnungen: Jürgen Günther, Jürgen Schumacher

Stefan hielt inne – das war der Mann! Und als er an ihm vorbei über die Schwelle der Gangway trat, spannte sich alles in ihm, war er vorbereitet auf das, was kam. Jäh drehte er sich um, als er den Gewehrkolben im Rücken spürte und den Soldaten brüllen hörte: „Come on and git!" Doch ehe er noch ein Wort entgegnen konnte, zerrte ihn jemand weg – und wo der Soldat jetzt mit dem Gewehrkolben hinstieß, waren eben noch Stefans Füße gewesen, nackte Füße, nur geschützt von einem Paar aus Autoreifen geschnittenen Sandalen.
„Git going, you!"
Den zwei britischen Offizieren, die am Kai den Abtransport der Deportierten überwachten, war anzusehen, daß es sie gleichgültig ließ, wie man mit denen umsprang – dieser zerlumpte Haufen von Männern, die kaum noch als das zu erkennen waren, was sie einmal gewesen, Handwerker, Politiker, Modeschöpfer, Ärzte, Kaufleute, Rentner, Studenten, interessierte sie nicht mehr. Hauptsache, sie kamen zügig vom Schiff, und irgendwohin in ein Lager so weit weg wie möglich! Krieg war Krieg und brachte Härten mit sich. Die durften froh sein, die Fahrt mit heiler Haut überstanden zu haben. Für sie jedenfalls, das sagten die Mienen der Offiziere, waren die, die sich da mit starr nach vorn gerichtetem Blick die Gangway hinunterschleppten, so gut wie abgetan. Abschaum der Menschheit – was sonst!
Stefan, noch unterm Schock der Bedrohung, sprang von der Gangway auf den Kai. Der Wind von seewärts blies ihm ins Gesicht, und er spürte ihn kühl auf der Haut. Grell strahlte auch hier die Sonne, und er verengte die Augen gegen die zitternden Lichtreflexe auf den Bohlen. Jenseits des Schuppens, verschwommen im Sonnenlicht, wölbte sich eine Brücke hoch über den Hafen, eine mächtige, ihn wunderbar anmutende Brücke, zwischen deren Pfeilern und Stahlträgern grüne Gärten und die bunten Dächer von Villen leuchteten. Am Ende des Kais öffnete sich weit und blau eine Bucht, an deren fernen Ufern gelbglänzend die Sichel eines Strandes zu erkennen war. Jachten kreuzten mit gebauschten Segeln die Bahn von Frachtern, die im Schlepptau das offene Meer gewannen, und Fähren, weiß und hell in der Sonne, verkehrten zwischen den Ufern.
Sydney! Australiens Tor zur Welt. Noch einmal sah Stefan zur Gangway hin – doch Sigi Mertens, nach dem er auf Deck lange Ausschau gehalten hatte, war nirgends zu finden. Und als dann Kommandos hinter ihm laut wurden, folgte er den anderen durch ein Soldatenspalier von lässig dastehenden Australiern in Schlapphüten und schlechtsitzenden Uniformröcken zum Eisenbahnzug längs des Schuppens. Er ging leichtfüßig, denn ihn beschwerte kein Koffer, nicht einmal ein Bündel, nur was er am Leibe trug, besaß er – eine vom Salzwasser angefressene Hose, längst zu weit für ihn und durch eine Schnur in den Schlaufen um die Hüften gehalten, ein kragenloses Flanellhemd und am Hals einen weichen Wollschal, der einst seiner Mutter gehörte, von der er jetzt nicht nur durch die Schranken des Krieges, sondern auch durch die Weiten der Meere getrennt war.

VERBANNUNG

WALTER KAUFMANN

Eingestiegen in den Zug, starrte er stumpf durch das verriegelte Fenster, unter dem in regelmäßigen Abständen die Mündung eines Gewehrs über der Schulter eines Soldaten auftauchte. Allein jetzt, auf sich gestellt und ohne Hoffnung auf Sigi Mertens, berührte es ihn nicht länger, was am Kai geschah – sich seiner nackten Füße bewußt, schien ihm der Besitz von ein Paar braunen Schnürstiefeln, so wie die Soldaten dort draußen sie trugen, begehrenswert und wichtiger als seine Ankunft am anderen Ende der Welt.
Hinter dem Schuppen sank allmählich die Sonne. Eine Pfeife schrillte. Die australischen Soldaten verteilten sich auf den Zug und schlossen die Türen hinter sich. Puffer klirrten, die Wagen ruckten an und rollten langsam vom Kai. Kurz kam noch einmal, stählern-schwarz jetzt vor dem klaren Himmel, die Hafenbrücke in Sicht, und auch die Bucht tat sich wieder vor ihnen auf. Doch bald schon rollten sie durch die Vororte der Stadt, vorbei an hölzernen Reihenhäusern mit Hinterhöfen, in denen Kinder spielten und an Leinen Wäsche flatterte, auf die der Rauch des Zuges sich langsam senkte. Hin und wieder waren in den Fenstern und zwischen der Wäsche in den Hinterhöfen Frauen zu sehen – flüchtige, bei zunehmender Fahrt immer flüchtiger werdende Eindrücke, und in weniger als einer Stunde lagen die Vororte von Sydney hinter ihnen, war das offene Land erreicht: weite Ebenen mit welkem, verstaubtem Gestrüpp und knorrigen Bäumen, deren tote Zweige in den Himmel ragten. Entlang schier endloser Drahtzäune eilte der Zug, und die einsamen Gehöfte dahinter, deren flache, auf Pfähle gestützte Dächer dunkle Schatten warfen, wirkten verlassen.
Stefan, in Gedanken noch immer bei Sigi Mertens, sprach mit niemandem, und keiner sprach mit ihm – fast alle schwiegen und nahmen stumm unterm rhythmischen Schlag der Räder die Landschaft wahr. An jedem der beiden Ausgänge des schwankenden Wagens lehnte ein Soldat. Breitbeinig auf ihre Gewehre gestützt standen sie da, die Uniformröcke aufgeknöpft, Hüte aus der Stirn geschoben, und musterten unbewegt die Männer, die sie zu bewachen hatten. Müde vom Stehen, ließ sich schließlich einer der beiden, ein hochgewachsener Mann um die Fünfzig, mit knochigem Gesicht und drahtigen Brauen über sehr hellen Augen, neben Stefan nieder, legte sein Gewehr zwischen die ausgestreckten Beine und fragte wie nebenbei: „Laß mal hören, wo du erwischt wurdest."
Stefan sah den Soldaten an – zwar hatte er verstanden, doch was sollte er antworten?
„Na, sag schon, wo bist du in die Falle gegangen?" Der Ausdruck des Mannes verfinsterte sich, als Stefan noch immer schwieg.
„Also doch einer von Hitlers Haufen!"
Stefan schüttelte den Kopf. „Ich bin Jude", erklärte er.
„Tatsächlich?" Der Mann war erstaunt und fragte dann mit einem Wort, das Stefan wie „cobbers" klang und er sich mit „Gefährten" übersetzte, nach den anderen. Auch die seien fast durchweg Juden, sagte Stefan.
„Warum, zum Teufel, sperrt man euch dann ein?" forderte der Soldat. „Ahnte doch gleich, daß hier was nicht stimmt."
Jetzt drückten sein Gesicht und seine Stimme wieder Anteilnahme aus, und als er erfuhr, daß Stefan erst sechzehn war und seine Eltern noch in Deutschland lebten, meinte er, er könne sich vorstellen, was das bedeute – Juden unter Hitler! Und prompt begann er von einem Zahntechniker zu erzählen, der ihm in Sydney ein neues Gebiß gefertigt hätte. Das zeigte er auch ohne Umschweife vor.
„Geschickter Kerl, dieser deutsche Jude in Sydney. Kaum faßbar, daß wir euch hier einsperren. Ihr seid doch genau solche Leute wie der in Sydney. Und deine Eltern leben noch in Deutschland?" Gedankenvoll wiegte er den Kopf und dachte eine Weile nach. Plötzlich erhob er sich und rief dem anderen Posten zu: „Hunnen sind das nicht, Danny. Das sind Juden, Flüchtlinge, verstehst du! Kannst ruhig die verdammten Fenster öffnen, die hauen nicht ab!"
Und schon schlug er mit dem Gewehrkolben die Riegel von dem Fenster ab, wo Stefan saß, und öffnete es. Frische Nachtluft strömte ein, während er quer durch den Wagen schritt und auch die anderen Fenster frei machte. Die abgebrochenen Riegel warf er nach draußen, wo sie klirrend auf die Schienen fielen.
„Schrott!" rief er, kehrte um und setzte sich wieder zu Stefan hin. „Und nun erzähl mal, wie euch die Tommies behandelt haben."
Stefan begriff, daß von der britischen Wachmannschaft die Rede sein mußte. „Ausgeplündert haben sie uns und herumgestoßen. Einem von uns haben sie den Fuß gebrochen – und um ein Haar wäre auch mir das passiert."
„Tolle Helden", meinte der Soldat und spuckte verächtlich aus.
„Hab nie 'n Tommie erlebt, der was taugt."
„Mal sachte", warnte ihn da der andere. „Setz dem Jungen nicht solche Flausen in den Kopf. Es ist Krieg, und den führen wir nicht gegen England."
„Schon gut, Danny, schon gut!" Der Soldat legte Stefan die Hand auf die Schulter. „Wirst schon klarkommen hier. Bist jetzt in Australien – dem besten Land der Welt!"
Stefan nickte. Und auch die Männer ringsum schienen der Behaup-



tung zuzustimmen. Sie rückten zusammen, um auch dem anderen Soldaten Platz zu machen, und der warf sein Gewehr ins Gepäcknetz, setzte sich und reichte seinen Tabaksbeutel herum. Bald zog würziger Tabakrauch durch den Wagen. „Kein schlechtes Kraut – und überhaupt, es hungert sich leichter, wenn man raucht. Habt sicher alle Hunger im Leib", meinte der Soldat namens Danny. „Das kriegen wir hin, das kriegen wir alles bald hin – in einer Stunde seid ihr satt bis zum Hals."

Reise bis jenseits der Nacht – denn als sich das erste graue Licht des Morgens über die Ebene legte, trug der Zug sie noch immer weiter nordwärts, und öd wie zuvor war das Land, trocken und rissig und rot unter der aufsteigenden Sonne. Kaum ein Lufthauch bewegte das gelbe, zur Erde gesunkene Gras, und die großen schwarzen Vögel in den nackten Zweigen eines fernen Baumes saßen reglos da. Es war, als läge ein Fluch über dem Land, das sich weit unter dem wolkenlosen Himmel hinzog, und die Bäume zwischen den sandigen Hügeln waren so tot, wie der, auf dem die Vögel hockten. Die Rinde ihrer hohen, knochigen Stämme leuchtete weiß im Morgenlicht. Noch immer flogen Pfosten endloser Drahtzäune vorbei und plötzlich, als hätte die Zugpfeife sie hochgeschreckt, tauchten von irgendwo zwei Känguruhs auf und hielten mit weitausholenden Sprüngen das Tempo des Zuges. Sie näherten sich, der Schlag ihrer Schwänze war deutlich zu hören und auch die Kraft war zu spüren, mit der sie unablässig vorwärts schnellten. Jäh aber, wie sie aufgetaucht waren, schlugen sie sich seitwärts weg und verschwanden zwischen den Hügeln. Und wieder lag das Land verlassen und leblos unter der Sonne – und nicht nur des grellen Lichtes wegen wandte sich Stefan ab, sondern auch, weil ihn bedrückte, was er sah.

Hoch stand die Sonne am Himmel, als sie endlich ihr Ziel erreichten und zermürbt von der Fahrt aus dem Zug stiegen. Wie Ofenglut schlug ihnen die Hitze entgegen. Es war, als brenne die Luft, und sie drängten sich in den schmalen Streifen Schatten unterm Dach des Bahnhofes – doch sie waren zu viele, um alle dort Schutz finden zu können. Man hatte sie, so empfand es jeder, in eine Wüste verschleppt, aus der es kein Entrinnen gab.

Als der nun leere Zug aus dem Bahngelände rangiert wurde, sahen sie sich einer berittenen Schar Soldaten gegenüber, die locker in den Sätteln hockend, das Gewehr in der einen, die Zügel in der anderen Hand, ihre Pferde längs der Schienen in Trab setzten. Hin und her ritten sie und blickten dabei gelassen auf die Menschen herab, die da von Gott weiß woher angekommen waren.

Vom Bahnsteig rief jetzt ein Offizier ein Kommando, und die berittenen Soldaten riefen zurück. „Right-o, Captain!", gaben ihren Pferden die Sporen und scherten rings um das Bahnhofsgelände aus. Und nachdem ein Feldwebel, ein kräftiger Mann mit tiefgebräuntem Gesicht, der Wachmannschaft vom Zug die Order zum Aufsitzen in Lastwagen gegeben hatte, sprengte auch er auf seinem Pferd zur Landstraße, die zu einer fernen Ortschaft führte. „Das wär's, alter Junge", sagte der Soldat vom Zug zu Stefan, wischte sich mit einem khakifarbenen Tuch Gesicht und Nacken und setzte dann zu einer letzten Ermutigung an: „Heiß und staubig hier, doch bis zur Hölle ist's noch ein Stück. Wirst dich schon gewöhnen – mit der Zeit!"

Aufgeteilt in Gruppen und ringsum von Reitern bewacht, schleppten sie sich über die Landstraße bis hin zu einer Kreuzung. Weit vor ihnen und fast verhüllt vom Staub rollten die Laster mit den Posten vom Zug. Die Reiter ließen sie anhalten, bis der Staub sich gelegt hatte, keiner der Soldaten trieb sie an, und als sie dann weiterzogen, war jede Ordnung dahin, waren die Gruppen zu einem wirren Gemenge verschmolzen. Neben ihnen stampften die Pferde, schnaubten in der Hitze und bäumten sich gegen die Zügel auf, und ihre Felle glänzten schweißnaß in der Sonne.

Sie erreichten das Lager lange nachdem sie von weither die Wachtürme gesichtet hatten, und als sich hinter ihnen die drei Stacheldrahttore schlossen, empfanden sie die massiven Holzbaracken des Lagers wie eine Zuflucht vor der Wüste.

Jenseits der hohen Zäune führten die Soldaten ihre Pferde weg. Ein Hund schlug an, und der Klang einer Trompete war zu hören. Wer da trompetete, sahen sie nicht, und sie wußten das Signal erst zu deuten, als vor ihnen der Feldwebel zum Appell rief. In Viererreihen formierten sie sich auf dem großen Platz, und der Feldwebel schritt rasch die Reihen ab – zwei Mann für jeden Schritt, so zählte er sie und nahm es nicht genau dabei. Wozu auch, denn wo in dieser Wildnis sollten sie hin? Der Offizier vom Bahnhof begann die Lagerordnung vorzulesen, seine Stimme durchdrang nur schwer die drückende Hitze, und kaum einer verstand ihn. Irgendwo, unbemerkt zwischen den Zweitausend stand Stefan. Er hörte nicht auf die Anordnungen des Offiziers, und als seine Gedanken zu Sigi Mertens schweiften, schien es ihm ein Segen, daß Sigi dieses Lager erspart blieb – wohin immer sie ihn auch brachten, öder als hier konnte es nicht sein.

Hoch am blauen Himmel tauchte ein Habicht auf und kreiste in weiter Bahn, einmal, zweimal, bis er plötzlich auf einen knöchernen Baum zustieß und verschwand. Und die Freiheit dieses Habichts prägte sich tief in Stefan ein.



Zeichnung: Gerhard Goßmann

Die Burg auf dem Berg

Jugendburg „Ernst Thälmann" Hohnstein mit Mahn- und Gedenkstätte



Die Burg auf dem Berge schaut übers Land, als ob sie Herrscherin wäre über Wege und Wälder, Täler und Hügel bis hin zum Horizont, zu ihren Füßen die Ansiedlungen der Menschen. Eine Festung, aus dem Fels gewachsen. So zeigt sie sich dem Wanderer, dem Fremden, der hinauf sieht zu ihr, auf ihre Mauern, ihre Fenster, Türme und Tore.

Wir gehen die Wartenbergstraße entlang, die hochführt zur Burg. Diese Straße haben Häftlinge vor mehr als fünfzig Jahren gebaut, als die Burg Konzentrationslager der Faschisten war. Da wurde diese Straße zur Lebensader der Kommunisten. Felsspalten, Astlöcher, Stämme entwurzelter Bäume wurden zu „toten Briefkästen", in die Häftlinge ihre Nachrichten legten, und Rote Bergsteiger brachten die „Post" über die Grenze, in die Tschechoslowakei – und so manchen entflohenen Häftling auch.

Die rote Bank am Wege ist leer, wie viele Menschen und ihre Geschichten hat sie gesehen . . .



Wir treffen Mädchen und Jungen aus Leipzig. Sie sind unterwegs auf Jugendweihe-Fahrt. Die Jugendburg ist ihre Herberge. Von hier aus ziehen sie morgens los durch die Landschaft der Sächsischen Schweiz, auf den Wegen der Roten Bergsteiger Mut und Kraft erprobend, kehren sie abends heim, müde vom Wandern. Im Felsenkeller, am Kaminfeuer hören sie auf die Geschichten der Burg, erzählt vom Burgwart Siegfried Treff, dem Herbergsvater, seit sieben Jahren ist er Leiter der Jugendburg, er ist gerade dreißig Jahre alt.

Wir finden Siegfried Treff in seinem „Burgverlies", ein kleiner Raum mit Blick auf die große Linde im Burghof. Wie ein Burgherr führt er uns durch sein Schloß, vom Keller bis hinauf ins Turmstübchen. In allen Gebäuden, sieben an der Zahl, hämmert es und klopft es, als wären



Heinzelmännchen am Werke, die Burg zu verzaubern in ein Schloß für junge Leute.

„Warum nicht", sagt Siegfried Treff. „Wir wollen, daß sich unsere Gäste wohlfühlen – im Kaminzimmer, in den Klubräumen, in der Gaststätte mit Diskothek, im Burggarten bei Kino und Freilichttheater, oder hier im oberen Burghof beim Tanz an Sommerabenden um die alte Linde."

Wir stehen unter diesem knorrigen Baum, der sich in den blauen Himmel reckt. Seine Äste sind jetzt kahl, aber wenn sie bewachsen sind von grünem Blattwerk, spenden sie kühlenden Schatten. Den Häftlingen und Kriegsgefangenen gab der Baum Trost, wenn sie singend um ihn marschieren mußten. Die Linde war Leben inmitten der steinernen Mauern.

„Vieles in der Burg erinnert an Unheil, das Faschisten ihren Opfern zugefügt haben. Was damals geschah – es darf nicht vergessen werden. Deshalb sind wir eine Jugendburg mit Mahn- und Gedenkstätte, deshalb auch hat unsere Herberge den Namen Ernst Thälmanns erhalten."

Der Wind ist kalt hier zu dieser Jahreszeit, aber in der Burg auf dem Berge sind immer Gäste, ob Schnee liegt oder ob die Linde blüht.

„Zu uns kommen junge Leute aus allen Himmelsrichtungen. In einem Jahr haben wir etwa 23 000 Gäste, bis zu 600 Jungen und Mädchen in einer Woche, vom Oktober bis in den April hinein sind es vor allem FDJler der 8. Klassen, die sich auf ihre Jugendweihe vorbereiten."

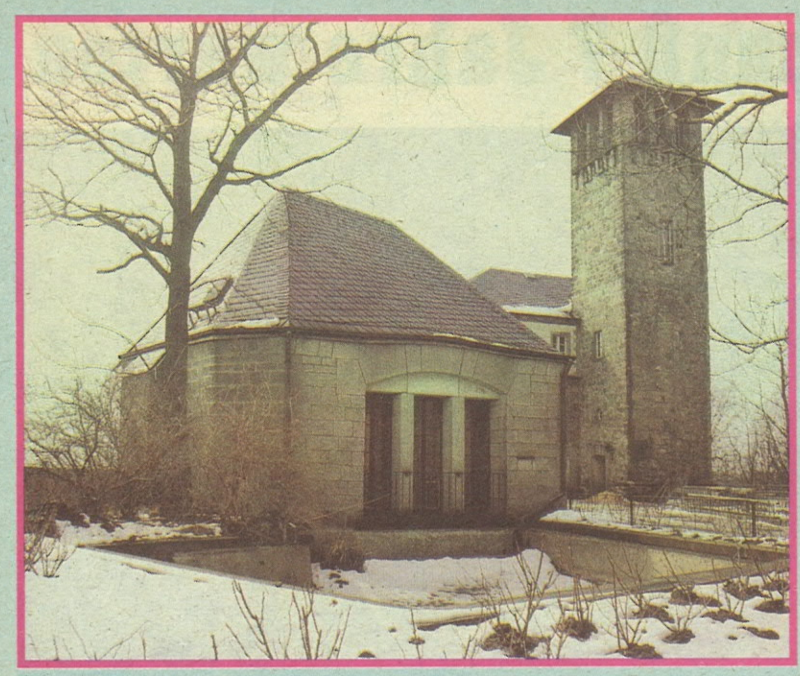
Siegfried Treff kommt aus der Hallenser Gegend. In den Leuna-Werken hatte er als Elektriker gearbeitet und dort in seiner Freizeit im Jugendklub Musik gemacht. Er wollte immer „was machen" für junge Leute, und da war für den jungen Genossen die Jugendburg in Hohnstein gerade das Richtige. Er hat sich schnell eingelebt in dem kleinen 650 Jahre alten Städtchen mit den schmalen bergigen Gassen und den bunten Fachwerkhäusern.

„Hier kennt jeder jeden. Wir kommen gut aus miteinander."

Siegfried Treff hat Pläne. Er möchte, daß sich auch die Hohnsteiner auf der Burg zu Hause fühlen, besonders die jungen Leute. Auch da hat die Burg ihre Vergangenheit. Junge Arbeiter aus der näheren Umgebung waren es, die hier auf dem Berge hinter Wall und Mauern eine der ersten Herbergen der Arbeiterjugend einrichteten. Damals war Siegfried Treff noch nicht geboren, aber er hatte in Konrad Hahnewald, dem ersten Herbergsleiter auf der Burg, einen guten „Vorvater", bald der „Rote Burgwart" genannt, von ihm reden die Hohnsteiner und Dresdener noch heute.

*

Es war im Herbst 1924. Auf der Jugendburg gab es nicht viel mehr als ein paar leere Strohsäcke, und auch die hatten Konrad Hahnewald und seine Helfer bei den Bauern besorgt. Wanderer aber wollten schlafen in ihrer Herberge. Der „Rote Burgwart" hatte eine Idee: In einem Aufruf bat er die Jugend um Hilfe. Was daraus wurde, erzählte er später so: „An jedem Sonntag kamen die Jugendfreunde aus Dresden, Pirna, Heidenau und anderen anliegenden Orten. Die Burschen mit Hobeln, Sägen, Hämmern und sonstigen Werkzeugen; die Mädchen mit Besen, Scheuereimern, Scheuertüchern und Bürsten. Angehörige der verschiedensten Jugendverbände, vor allem aber der sozia-



listischen Arbeiterjugend, waren es, die nun in den Wochen bis Ostern 1925 an jedem Wochenende kamen, um ihre Jugendburg auszubauen."
Die Arbeiterjugend traf sich auf der Burg, um zu wandern, zu singen, Sport zu treiben, Vorträge zu hören und zu diskutieren. Manche Gäste kamen von weit her, aus Afrika, Amerika, Indien und China. So auch der berühmte indische Philosoph und Dichter Rabindranath Tagore. Er hielt 1930 auf der Burg eine Rede an die deutsche Jugend, in der er vor dem aufkommenden Faschismus warnte, und Hermann Duncker, ein Freund Thälmanns und Lehrer vieler Kommunisten, leitete 1927 in der Jugendherberge einen Lehrgang der Kommunistischen Partei. Unter seinen Zuhörern saß auch Artur Becker.
Den Faschisten war die Burg auf dem Berge längst ein Dorn im Auge. Als sie 1933 die Macht in Deutschland übernommen hatten, marschierten sie in ihren braunen Hemden und ihren blankgeputzten Stiefeln zur Herberge. Sie wollten auf der „Hochburg des Kommunismus", wie sie die Jugendherberge nannten, die Nazifahne hissen. Sie hatten die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Konrad Hahnewald, der Burgwart, weigerte sich, ihrem Befehl nachzukommen. Da nahmen ihn die Faschisten fest und hielten ihn gefangen auf der Burg. Er wurde ihr erster Häftling im Konzentrationslager Burg Hohnstein. Wenige Wochen später, Mitte März, trafen die ersten Transporte verhafteter Antifaschisten ein. Sechzehn Monate war die Burg Konzentrationslager, jeweils 700 bis 800 Menschen wurden innerhalb dieser Mauern zusammengepfercht, 5600 Männer und Frauen wurden hierher nach Hohnstein auf die Burg verschleppt – Kommunisten, Sozialdemokraten, Christen, darunter über 400 Jugendliche und 109 Frauen. Viele überlebten Hunger und Folter nicht, und viele überlebten nur durch selbstlose Solidarität der Häftlinge – in tagtäglicher gegenseitiger Hilfe und in mutigem Widerstand gegenüber den Bewachern.

*

Wir stehen am Denkmal vor dem Burgtor – eine Stele aus Stein, den antifaschistischen Häftlingen des Konzentrationslagers Burg Hohnstein zu Ehren. Jugendliche, die die Jugendburg „Ernst Thälmann" besuchen, legen hier ihre Blumen nieder, hier sprechen Mädchen und Jungen ihr Gelöbnis als Thälmannpioniere, hier treffen sich Hohnsteiner Bürger und ihre Gäste zu Kundgebungen, Feierstunden, Gedenkappellen – auch in Erinnerung Ernst Thälmanns und seines mutigen Auftretens gegen Faschismus und Krieg, für eine Welt, in der die Menschen in Frieden miteinander leben. Der Kommunist Thälmann, der aus faschistischem Kerker an seine Tochter schrieb: „... Und wenn Dich eine Idee ergreift, so begeistere Dich an ihr. Aber diese Fähigkeit, sich für eine Sache zu begeistern, die muß der Mensch haben. Wo sollte er sonst die Kraft hernehmen, zu kämpfen und den anderen verstehen zu können?..."
Wir gehen die Wartenbergstraße hinunter ins Tal. Die rote Bank steht noch immer verlassen im Wald, wir sehen hinauf zu der Burg auf dem Berge. Ihre Geschichten hat sie nicht nur uns erzählt...

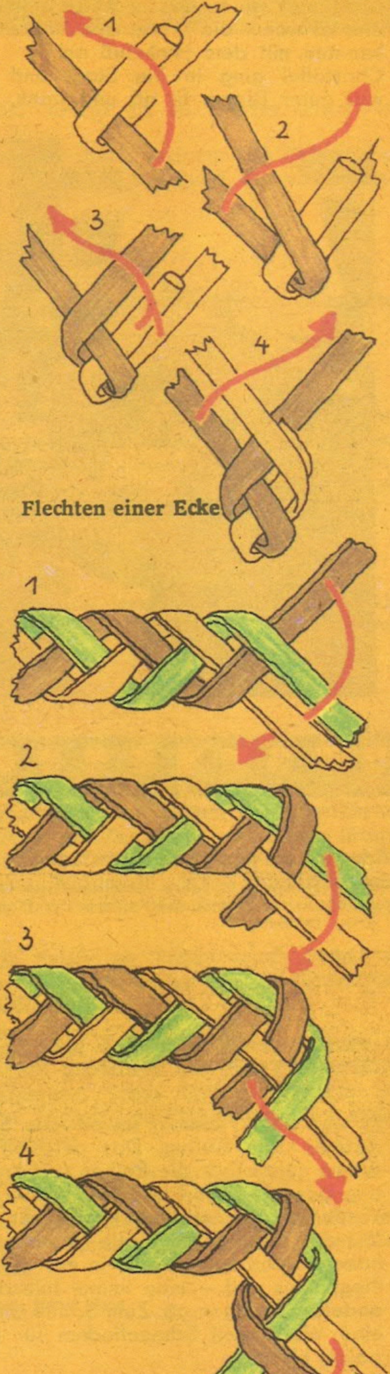
Text: Charlotte Groh
Fotos: Frank Splanemann



FLECHTWERK



Ganz schön verflochten war schon die Reise nach Heringsdorf, wo „Frösi" die Arbeitsgemeinschaft Korbflechten besuchte.
Die Ostsee beruhigte sich gerade nach einem vorwinterlichen Sturm. Von den Strandkörben, die ja mindestens namensmäßig noch immer mit der Korbflechterei verbunden sind, war nichts zu sehen. Sie hatten das seit Jahrhunderten überlieferte Handwerk auf der Insel heimisch werden lassen. Der VEB Korb- und Flechtwaren verkörpert den modernen Vertreter dieser alten Zunft. Er unterstützt seit Jahren als Pate die Arbeitsgemeinschaft. Von diesem Betrieb konnten sich die Zirkelmitglieder in der Vergangenheit oft auch ein paar Reste des besonders biegsamen Peddigrohres holen. Es ist geschmeidiger als zum Beispiel Weidenzweige, die vor dem Verbrauch in Wasser geweicht werden müssen.
Manch einer von euch, der es einmal mit dem Flechten versuchen möchte, hat aber vermutlich weder das eine noch das andere Material zur Verfügung. Er kann auch Bast verwenden.
Wer gerne reist, hat vielleicht schon einmal etwas von den Rastelbindern gehört, die vor allem im slowakischen Teil der ČSSR aus Draht die reizvollsten Flechtarbeiten fertigten. Für euch eignet sich Bast, ein sehr biegsames Material, gut zum Basteln. Versucht es doch einmal, selbst wenn ihr noch nicht so viele Erfahrungen habt wie die Heringsdorfer Mädchen. Sie können sich zum Teil bereits von wesentlich älteren Schwestern und Bekannten oder sogar von der eigenen Mutter Rat holen – so lange nämlich besteht die Arbeitsgemeinschaft schon. Die Leiterin, Frau Eleonore Krüger, lernte im Patenbetrieb das Korbmacherhandwerk, auch ihre Vorgängerinnen waren bewährte, aber stets weibliche „Fachmänner" des VEB. Doch nicht nur sie bändigen die aufgehäuften und gebündelten „Riesenspaghetti" mit viel Geschicklichkeit. Oft sind die Flechtfäden beinahe so lang wie die jüngsten der Flechterinnen groß. „Das Schwierigste ist stets der Anfang," gesteht Jana Schmidt. Ihre Flechtarbeit beweist: Es gelingt ihr schon recht gut, die Flechtungen in der erforderlichen Dichte aneinanderzureihen. Ilona Bartkowiak kennt schon manche Tricks. Sie gehört bereits seit Jahren der AG an und kann auch einmal Jüngeren helfen. Sich gegenseitig zu helfen, ist selbstverständlich unter den jungen Korbflechterinnen.



Flechten einer Ecke

Reihenfolge beim Anfang einer Flechtarbeit aus Bast (rechts oben)

Text: Edith Wolf
Foto: AG
Zeichnung: Jürgen Schumacher

Einen reichen Märchenschatz haben die Brüder Grimm hinterlassen. Ihre phantasievollen Geschichten verlockten immer wieder Filmschöpfer unseres Landes. Achtzehn Märchenfilme sind bisher in den Babelsberger Studios entstanden. Im Januar 1986 kommt eine neue DEFA-Produktion in die Kinos. Walter Beck verfilmte das Grimmsche Märchen

Das Glück muß 7 Jahre warten

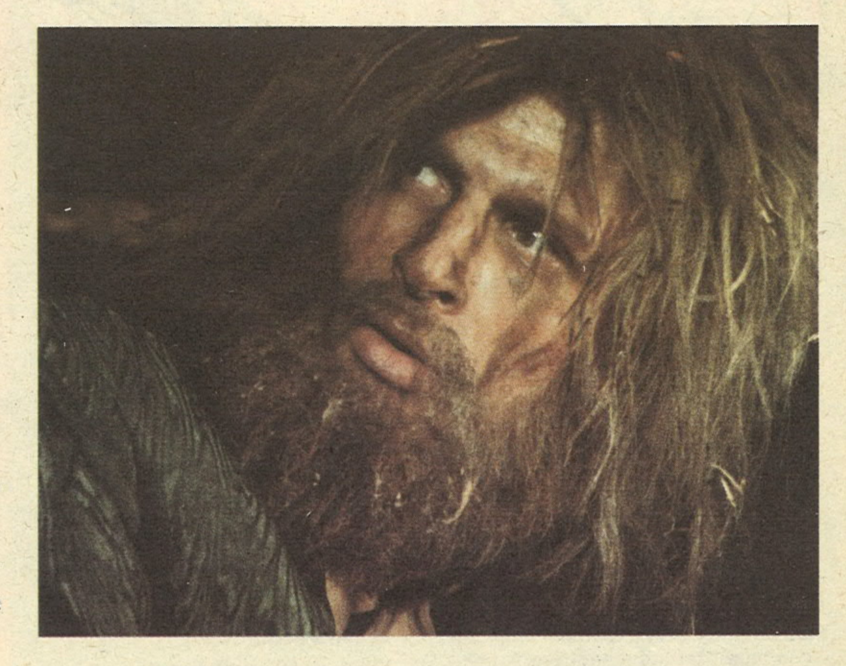
DER BÄRENHÄUTER

Es war einmal ein junger Soldat, der hieß Christoffel. Weil Friede im Land geschlossen war, erhielt er den Abschied. Doch wohin sollte er gehen? Seine Eltern waren tot, er hatte kein Zuhause mehr. Da stand plötzlich ein Unbekannter vor ihm. „Ich weiß, was dir fehlt", sagte er und holte ein Goldstück aus der Rocktasche. Und so oft er hineinlangte, immer neue glänzende Münzen kamen zum Vorschein. Dieser Rock sollte Christoffel gehören, wenn er sich sieben Jahre nicht wäscht, die Haare und Nägel nicht schneidet und auf einem Bärenfell schläft. Christoffel schien das leicht zu sein und er nahm die Wette des Unbekannten mit dem Hinkefuß an.
Christoffel ging in die Stadt und war guter Dinge. Er aß und trank, was das Herz begehrte, hielt alle in der Schenke frei, kaufte sich gar ein schönes Haus und meinte, viele Freunde zu haben. Die aber verließen ihn noch in derselben Nacht, als sie seine Taschen untersuchten und keine einzige Münze darin fanden.
Nach einem Jahr sah Christoffel zum Fürchten aus. Als ein wahrer Schmutzhaufen zog er durch die Welt. Kein Mensch wollte mehr mit ihm zu tun haben. Er verfluchte seine grenzenlose Einsamkeit.
Eines Tages aber rettete Christoffel mit seinem Geld einen Goldschmied aus höchster Not. Zum Dank gewann er die Liebe der freundlichen Katarina, der Tochter des Goldschmieds. Sie vermochte in seinen Augen zu lesen, daß ihn ein schreckliches Geheimnis umgab...

Wie es weitergeht, wird nicht verraten. Schaut euch den Film einmal an.

Jutta Kleinert

Fotos: DEFA-Studio für Spielfilme





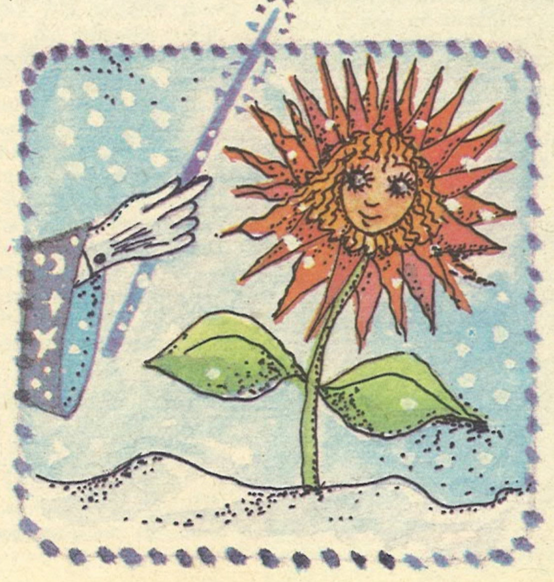


Ich leb' so gern in meinem Land

Maria Hempel, 10 Jahre, beteiligte sich mit dieser Kurzgeschichte am Literaturwettbewerb der Pionierorganisation „Ernst Thälmann".

Die rote Schneeflocke

Es war wieder einmal soweit. Die Schneeflocken rüsteten zum Abflug. Das geschieht so: Onkel Junost geht durch die Reihen und kontrolliert, ob alle anwesend sind und ihre Absturz- und Flugkleider tragen, ob jede Flocke ihren Fallschirm bei sich trägt und ob alle Verpflegung bei sich haben. Dann steigen alle in ein Wolkenflugzeug, fliegen los und – eine immer hübsch neben der anderen, springen ab. Zum Schluß bleibt nur noch eine Wolke voll Schneeflocken für den Pionierpalast übrig.



Nun, alle sprangen also ab. Aber eine Flocke war dabei, die war nicht weiß, sondern rot! Sie besaß die Form eines Sterns. Sie war viel größer und schöner als die anderen. Sie hatte blaue Augen und blonde Haare. Ihr größter Wunsch war, einmal eine Blume zu werden. Sie fiel als eine der ersten auf den Pionierpalast. Und zwar auf das Dach. Dort übten gerade die Kinder aus der AG Junge Zauberer. Herbert, der Oberzauberer, saß etwas abseits. Er brummte vor sich hin: Werde groß ... Werde schön ... Werde, was du willst!
Und er schwenkte den Stab. Plötzlich stand eine Blume vor ihm. Rot, blauäugig, zart und klein. Herbert bemerkte sie gar nicht und zauberte weiter. Die Blume aber, die bis vor kurzem noch eine Schneeflocke gewesen war, freute sich riesig. Sie ließ sich von den Geschwistern zudecken, um zu schlafen.
Im Sommer, wenn du über das Dach des Pionierpalastes gehst, kannst du sie bestimmt sehen.

Zeichnung: Friedrun Weißbarth

Pionier-dankeschön

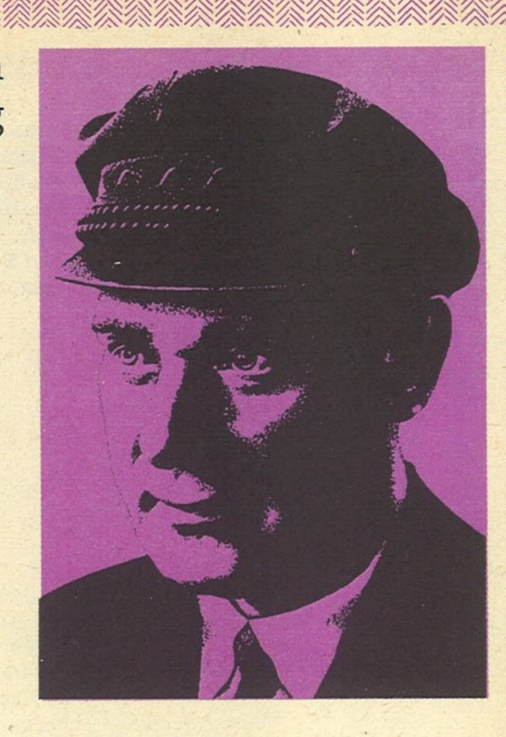
In diesem „Frösi"-Heft findest du eine Klappkarte.
„Frösi" gibt dir mit dieser Beilage die Möglichkeit, dich rechtzeitig auf einen großen Geburtstag vorzubereiten.
Du wirst dich mit deiner Pioniergruppe mit Delegierten zum XI. Parteitag der SED, Werktätigen aus Betrieben und selbstverständlich mit Genossen aus eurer Patenbrigade treffen. Du wirst viel von den Menschen erfahren, die halfen, unsere Heimat zwischen dem X. und XI. Parteitag der SED zu stärken und den Frieden zu sichern.

Zum 40. Geburtstag der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands sage den Genossen,
allen Parteiveteranen,
den antifaschistischen Widerstandskämpfern
und Aktivisten der ersten Stunde
ein herzliches Pionierdankeschön.

Zum Geburtstag gehört eine Glückwunschkarte. Sie liefert „Frösi" dir heute schon. Hebe sie gut auf – und schmücke sie dann mit deinen Glückwünschen oder denen der gesamten Pioniergruppe.



Am 16. April 1986 feiern wir den 100. Geburtstag unseres Ernst Thälmann. Festliche Mitgliederversammlungen im Dezember geben den Startschuß dafür. Du bist, wie alle Pioniere, mitten in der Festvorbereitung, und natürlich beschäftigt dich jetzt besonders seine Biographie.



Du

weißt, daß Ernst Thälmann das Morden des ersten Weltkrieges im Schützengraben erlebte. Seit dieser Zeit haßte er den Krieg und kämpfte für den Frieden.

Du

kennst seinen Kampf für ein besseres Leben der arbeitenden Menschen und ihrer Kinder. Er wollte, daß alle Kinder glücklich leben, satt zu essen haben, lernen können, gut wohnen und sich kleiden können. Teddy kämpfte mit Millionen und aber Millionen Arbeitern, Bauern und anderen Werktätigen für die Befreiung vom Joch des Kapitalismus gegen die Ausbeutung durch die Ausbeuter, die Kapitalisten und Großgrundbesitzer.

Du

hast gelesen, wie sich Ernst Thälmann für eine starke revolutionäre Massenpartei der Arbeiter einsetzte und fest an die Kraft des Proletariats glaubte. Selbst nach jahrelanger Kerkerhaft sagte er: „Der Sieg wird uns gehören!" Arbeiter und Bauern sollten die Macht ausüben und nach dem Beispiel der Sowjetunion auch auf deutschem Boden für einen schnellen wirtschaftlichen und kulturellen Aufstieg im Sozialismus wirken. Im Sozialismus sah Teddy die einzige Macht, die eine Politik des Friedens betreibt und die die größten sozialen, kulturellen und politischen Errungenschaften für die Werktätigen ausbaut und sichert.

Du

achtest sein Vermächtnis, weil du stolz bist, Thälmannpionier zu sein. Die Faschisten haben Teddy heimtückisch ermordet. Aber sein Name, sein Werk lebt durch dein Lernen, deine Taten zur Stärkung unserer sozialistischen Heimat, der DDR, und zur Sicherung des Friedens.

„Frösi" erteilt dir zu Teddys Geburtstag das Wort.
Gratuliere ihm zu seinem 100. Geburtstag!
Schreibe ihm einen Brief, der so beginnt:

Lieber Teddy!

Briefinhalt: So leben, lernen und arbeiten wir!

Berichte

ihm von unserem Leben in der Deutschen Demokratischen Republik. Zeige ihm, wie sich unter der Führung der Partei der Arbeiterklasse sein Vermächtnis verwirklichte.

Schildere

ihm, wie du lernst und arbeitest, welche Erlebnisse sich mit seinem Namen verbinden.

Erzähle

ihm von deiner Familie, deiner Schule, der Pioniergruppe, eurem Patenbetrieb, vom Thälmannappell im Ferienlager, von Begegnungen mit seinen Kampfgefährten, tapferen Antifaschisten, von deiner tätigen Freundschaft zur Sowjetunion, von der neuen Wohnung, von Solidaritätstaten oder den Helden der Arbeit unserer Tage.

Viele Briefe an Teddy wird „Frösi" im April 1986, direkt zu seinem Geburtstag, veröffentlichen.

Alle Briefe der „Frösi"-Leser werden zu Büchern gebunden und der Tochter Ernst Thälmanns, Irma Gabel-Thälmann, auf einer „Frösi"-Geburtstagsfeier für Teddy übergeben.

Einsendeschluß: 2. Januar 1986.

100 Briefeschreiber erhalten Bücher mit einer Widmung von Irma Gabel-Thälmann.

Repro: Peter Hein



Liebe Geschichtenschreiber und -leser!
Geschichtenanfänge über Geschichtenanfänge sind seit unserem Aufruf in der Redaktion eingetroffen.
Die Köpfe der Kinderbuchautoren, die sie zu Ende ausdenken, rauchen noch.
Der Schriftstellerin Ingeborg Feustel gefiel besonders die Geschichte von Kathrin Füllgraf aus Wittstock. Viel Spaß beim Lesen!

Drei Zauberblätter

Der Traumzauberbaum steht in einem wunderschönen Wald. Er hat einen kräftigen Stamm, in dem sich ein kleines Loch befindet. In diesem wohnt Frau Eichhörnchen mit ihren fünf Kindern. Der Baum hat natürlich auch wunderschöne Blätter. Jedes Blatt hat seine eigene Geschichte. Es gibt an dem Baum drei besondere Blätter. Jedes von den genannten erfüllt einen Wunsch. Jetzt fragt ihr euch sicherlich, was mit den anderen Blättern ist. Auf denen sitzen manchmal Schnecken, Spinnen, Vögel, Schmetterlinge und Fliegen. Aber jetzt möchte ich euch erzählen, was sich im Wald, in dem der Traumzauberbaum steht, zugetragen hat.
Es war einmal ein schöner Sommermorgen. Da sagte Mutter Eichhörnchen zu ihren fünf Kindern: „Ich werde mich auf den Weg machen, um Nüsse zu sammeln." Da freuten sich die Kinder: „Au ja, da haben wir ja sturmfreie Bude!"

Kathrin Füllgraf

Und gleich begannen sie zu toben, astauf, astab! Alles, was Beine und Pfoten hatte, flüchtete.
„Wer tobt denn da so unverschämt!" krächzte die Krähe und wollte den Rüpeln eins mit dem Schnabel überziehen. Der kleinste flitzte bis auf den Kronenast des Zauberbaumes, rutschte ab und hing nur noch kläglich an einem Blatt.
„Wenn wir nur alle fliegen könnten, ja dann ...", rief er – und weil er nichtsahnend eines der Wunschblätter erwischt hatte, breitete er seine Vorderpfoten aus und flatterte der Krähe entgegen.
Entsetzt stob die Krähe davon, fünf flatternde Eichhörnchen hinterher. Die Rüpel wurden von Minute zu Minute übermütiger, erwischten den Schwanz der Nebelkrähe und flogen mit ihr einen dreifachen Salto rückwärts.
Die Krähe schloß die Augen, denn auch Krähen sind manchmal nicht schwindelfrei. Irgendwo zwischen dem dritten und vierten Birkenhügel landete sie kopfüber mit dem Schnabel im Sand.
Schon drei Augenblicke später saßen die fliegenden Rüpel hoch oben im Kirschbaum und stopften sich die süßesten Kirschen ins Maul, bis sie nur noch prall und träge wie ein Drachen ohne Wind durch die Luft torkelten, hinein in das Wollgras am Waldrand.
Da lagen sie nun und schliefen fest, und wer vorbeikam, hörte sie schnarchen. Auch der Fuchs!
Fünfmal ein fettes Abendbrothäppchen! Der Rotpelz grinste und leckte sich genüßlich über die Lefzen. Gleich packte er ein Lümmelchen am Ohr. Das Eichhörnchen begann erschreckt zu flattern. Der Tumult weckte die anderen vier, und sie umschwirrten den Räuber mal rechtsherum, mal linksherum. Entsetzt riß der Fuchs die Schnauze auf, sah verwirrt hierhin und dorthin und konnte nicht begreifen, was da geschah.



Die Rüpel aber dachten: Das werden wir dir heimzahlen! Der eine packte den Fuchs am rechten Ohr, der andere am linken, der dritte am Schwanz, der nächste die linke Hinterpfote und der fünfte die rechte.
Der Fuchs verlor den Boden unter den Pfoten und schwebte höher und immer höher. Die Hasen sahen zum Himmel auf und lachten. Selbst die Mäuse winkten dem Fuchs zu und wünschten ihm höhnisch eine gute Reise. So eine Blamage!
Mitten über dem Waldsee ließen die fliegenden Eichhörnchen den Fuchs fahren – und der, der schoß Schwanz voran in den See. Gerade um diese Zeit kam die Eichhornmutter zurück und suchte überall nach ihren Schlingeln. Als sie sie nirgends entdecken konnte, nicht auf dem Baum und nicht im Gras darunter, griff sie in ihrer Angst zu einem Zauberblatt, denn sie kannte alle drei, und wünschte sich ihre Kinder, so wie sie sie verlassen hatte, in den Kobel zurück.
Da pfiff es und polterte, und schon lagen die fünf Rüpel im Nest – und aus und vorbei war es mit der Herumflatterei, im Guten wie im Bösen.
Der Fuchs aber machte seit dieser Zeit einen großen Bogen um den Traumzauberbaum. Und noch heute, wenn er irgendwo ein Eichhörnchen sieht, duckt er sich und schleicht schnell davon.
Und was ist aus dem dritten Zauberblatt geworden? Das raschelt noch immer am Traumzauberbaum zwischen den tausend anderen Blättern – und wer weiß, wer es findet.

INGEBORG FEUSTEL

Zeichnung: Jana Ruika



Der »Jungfernkranz« als Ringelreihen

Detail

Das Schauspielhaus in Berlin wurde am 1. Oktober 1984 als etwas eröffnet, das es in unserer Hauptstadt in den letzten vierzig Jahren nicht gab – als Konzerthaus. Abend für Abend erklingt seitdem, von ausgezeichneten Orchestern und Solisten gespielt, Musik von berühmten Komponisten. Etwa 400 Konzerte sind jährlich hier zu hören. Viele sind ausverkauft, denn die Berliner und ihre Gäste haben sich lange danach gesehnt, das Bauwerk wieder betreten zu können.

1948, als vor dem Schauspielhaus das Alexandrow-Ensemble der Sowjetarmee das erste Mal auftrat, da war dieser herrliche Bau eine Ruine, bei deren Anblick einem das Herz weh tat. Im zweiten Weltkrieg wurde das Haus bei Luftangriffen schwer zerstört. Was von dem Prachtbau Schinkels übriggeblieben war, das steckte in den letzten Kriegstagen die faschistische SS in Brand. Kaum jemand mochte daran glauben, daß das Gebäude jemals wieder neu entstehen könnte.

Wer versteht nicht die Freude, daß unser Berlin mit diesem Haus um eine weitere architektonische Kostbarkeit reicher wurde?

*

Am 26. Mai 1821 war das Bauwerk eröffnet worden, doch das eigentliche Ereignis zur Eröffnung fand 23 Tage später statt. Da kam mit der Uraufführung des „Freischütz" von Carl Maria von Weber die deutsche Oper zur Welt. Das ist so leicht dahin gesagt, aber wie schwer war die Geburt! Der allmächtige königliche Hof war dagegen. Warum? Er schätzte, wie der König selbst, alles Ausländische höher als das Eigene, das Deutsche. Vor allem die italienische Oper stand in hoher Gunst. Die Aufführungen dieser Werke mit kostspieligen und prunkvollen Ausstattungen sollten zeigen, wie bedeutsam doch der Hof war. Selbst Elefanten hatten da auf der Bühne zu erscheinen.

Und noch ein Haar hatte der König in der Suppe gefunden. Weber? War das nicht jener Aufwiegler, der „Lützows wilde, verwegene Jagd" komponiert hatte, das Lied, welches das Volk sang, als es sich gegen eine andere Obrigkeit, gegen Napoleon, erhob? Nun kann er die Uraufführung zwar nicht verhindern, aber der Hof glänzt am Abend durch Abwesenheit. An Glanz fehlt es dennoch nicht, denn viele bedeutende Geistesschaffende wohnen der Aufführung bei, die Weber selbst leitet. „Vier Stunden vor Eröffnung des Schauspielhauses", so heißt es in einem Augenzeugenbericht, „belagerte eine kompakte Masse dessen ... Eingänge. Nur den vortrefflichen Maßnahmen der Polizei war es zu danken, daß bei dem fürchterlichen Drang und Kampf nach Eröffnung der Pforten nur Kleider verletzt wurden und bloß kleine Quetschungen vorkamen ..."

Als Weber ans Dirigentenpult tritt, gibt es stürmischen Beifall. Dreimal hebt er den Taktstock – und läßt ihn wieder sinken, so lautstark ist der Jubel. Die Eröffnungsmusik muß er wiederholen. Vierzehn von insgesamt siebzehn Musikstücken werden begeistert beklatscht. Wenig später pfeifen die Spatzen Webers Melodien von den Dächern, vor allem den „Jägerchor" und den „Jungfernkranz". Die Kinder auf der Straße singen sie, es sind die Hits jener Tage und Wochen. Zu „Wir winden dir den Jungfernkranz aus veilchenblauer Seide" tanzen sie Ringelreihen. Das Volk erkennt in diesen Weisen seine Musik. Die deutsche Oper hat ihren entscheidenden Sieg errungen...

Wie groß war die Freude aller Gäste des Eröffnungskonzertes, im neuerstandenen Schauspielhaus als erste Musik Webers Ouvertüre zum „Freischütz" zu hören.

Wilfried Schütze

Fotos: JW-Repro, ADN/ZB



Der Große Konzertsaal 1984

Ein Präsent für den Präsidenten

Am 3. Januar 1986 wäre Wilhelm Pieck 110 Jahre alt geworden. Lest hier noch einmal von einem Geburtstagsgeschenk, das dem Präsidenten im Januar 1951 überreicht wurde. Karl Mewis erzählte diese Geschichte allen FRÖSI-Lesern.

Die Geschichte beginnt im Herbst 1950 in Berlin, als am Rande einer Beratung die 1. Sekretäre der SED-Landesleitungen zusammenkamen, um sich darüber auszutauschen, was man dem Präsidenten zu dessen bevorstehenden 75. Geburtstag schenken sollte. Karl Mewis, in seiner Eigenschaft als 2. Sekretär der mecklenburgischen Landesleitung stellvertretend für Kurt Bürger in die Hauptstadt gereist, blieb eine Auskunft schuldig. Man frotzelte, schlug dieses und jenes vor, einer erteilte gar den Ratschlag, die Mecklenburger könnten Wilhelm Pieck doch einen Ochsen schenken, schließlich hätten sie ja in ihrem Wappen so ein Hornvieh.
Zähneknirschend und mit dem festen Vorsatz, es allen Spöttern noch zu zeigen, fuhr Karl Mewis nach Hause. Und wie er so mit seinem Wagen über die mecklenburgischen Straßen holperte, kam ihm die Idee: Wir schenken dem Präsidenten als landestypisches Produkt ein Schiff. Und nicht irgendeines, sondern ein Segelschiff, das gleichzeitig zur Ausbildung des seemännischen Nachwuchses genutzt werden kann.
Die Idee fand sofort Beifall. Die Bewegung „Ein Segelschiff für die Jugend, das Wilhelm Pieck zum 75. Geburtstag überreicht wird" erbrachte innerhalb kurzer Zeit eine Summe von mehr als einer Million Mark. In freiwilligen Einsätzen wurde die geplante Schonerbrigg in der Rostocker Warnow-Werft auf Kiel gelegt, und mit Hilfe des einzigen noch lebenden Segelmachers und Bootsbauers wurden die Arbeiten zügig vorangetrieben. Am 3. Januar 1951, dem 75. Geburtstag Wilhelm Piecks, wurde das noch unvollendete Projekt in feierlicher Form dem Präsidenten zum Präsent gemacht.
Aber – so ist es ja häufig – das dicke Ende kam noch: Es gab ja überhaupt keinen Kapitän, der das Schiff hätte führen können! Alle Seeleute wurden seit Jahrzehnten nur noch für Motorschiffe ausgebildet.
Per Zufall erfuhr man von einem Kapitän, der – 68jährig und bereits im Ruhestand lebend – in jungen Jahren gesegelt sei. Der Fahrensmann hieß Ernst Weitendorf und wohnte in Gehlsdorf. Der Kalender zeigte den 15. Juli – bis zur ersten Ausfahrt waren es noch zwei Wochen! –, als bei ihm ein Wagen vorfuhr. Zwei junge Leute stiegen aus und teilten dem Pensionär, der gerade seinen Ziegenstall weißte, kurz und bündig mit: „Wir suchen einen Kapitän für die ‚Wilhelm Pieck'."
Der Alte stieg ganz ruhig von der Leiter. „Dor sökt juch ma'n annern to! Dor bün ick vääl to olt för!" Schließlich griff er doch nach seiner Jacke und stieg ein. „Ankieken kann'k mi't jo..."
Nach vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit erklärte sich Ernst Weitendorf bereit, das Schiff drei Monate einzufahren; danach sollte man sich einen anderen Kapitän suchen.
Am 2. August 1951 dann „großer Bahnhof" in Warnemünde. Wilhelm Pieck, Franz Dahlem, Prof. Dr. Erich Correns und viele andere waren aus Berlin angereist. Tausende Rostocker säumten die Pier. Die anderen Schiffe hatten über die Toppen geflaggt. Der Rahschoner legte ab, im Bauch tuckerte gleichmäßig der Dieselmotor.
War es die Sorge um die Gäste oder mangelndes Vertrauen in die erst am Vortage aufgestiegene Besatzung? Wie dem auch sei: Ernst Weitendorf weigerte sich kategorisch, die Segel zu setzen. Verständliche Aufregung, aber der Käpt'n blieb stur: „Nönö, Kinnings, dor sökt juch ma'n annern to!"
Schließlich wurde auch der Präsident auf die lebhaft geführte Debatte aufmerksam und winkte Karl Mewis beiseite. „Was ist los, Karl, irgend etwas nicht in Ordnung?" Da es ohnehin nicht mehr zu verheimlichen war, schenkte Mewis Wilhelm Pieck reinen Wein ein: so und so. Der Präsident nickte nur und stiefelte spornstreichs zur Brücke. Die Umstehenden verfolgten mit sichtbarem Interesse den Dialog zwischen Landeskapitän und Schiffskapitän. Kurze Zeit später kam das Kommando zum Segelsetzen.
Wilhelm Pieck, von Karl Mewis zum Inhalt des Wortwechsels befragt, antwortete, noch immer siegreich lächelnd: „Ich habe ihn an seiner Seglerehre gekratzt. Motorboot könne ich auf der Spree fahren, habe ich ihm gesagt, da muß ich nicht bis nach Rostock reisen..."
Ernst Weitendorf blieb, entgegen seiner ursprünglichen Absicht, noch vier Jahre an Bord der „Wilhelm Pieck" und bildete in dreimonatigen Lehrgängen die ersten Jugendlichen für die Handelsmarine und die Seestreitkräfte der DDR aus.
Als Karl Mewis mir vor einigen Jahren diese Geschichte erzählte, dachte er kaum daran, daß es das Schiff auch noch am 110. Geburtstag geben würde.

FRANK SCHUMANN

Zeichnung: Hans Becke





Wenn Funker funken

„Frösi" war dabei, als sich Genossen der Baltischen Rotbannerflotte, der polnischen Seekriegsflotte und der Volksmarine zu einem Wettstreit der Funker trafen.

Geben und nehmen

... ist für einen Funker alles. Er muß Funksignale absetzen können, muß aber ebenfalls in der Lage sein, Texte oder Zahlen anzunehmen. In unserem Falle hieß das, über tausend Zahlen, die in Morsezeichen verschlüsselt per Kopfhörer ankommen, handschriftlich oder mit der Schreibmaschine zu notieren. Und das ging in einem „Höllentempo" vor sich. In jeder Minute mußten die Funker 100 bis 135 Zahlen in Morseschrift annehmen. In jeder Sekunde mehr als zwei Zahlen!

Morseschrift ist international

... deshalb haben die Waffenbrüder beim Empfang der Morsezeichen absolut keine Verständigungsprobleme. Und gute Funker sind sie alle! Ein Genosse nahm alle tausend Zeichen sogar ohne einen einzigen Fehler an. Null Fehler! Das ist die absolute Spitze! Drei Genossen hatten einen einzigen Fehler bei tausend Zahlen. Auch Spitze! Bei diesen Geschwindigkeiten ist es natürlich nicht mehr möglich, sich auf ein Morsezeichen zu konzentrieren. Da müssen die Genossen schon ganze Morsereihen im Ohr haben.

Pskow, Szczecin und Brandenburg

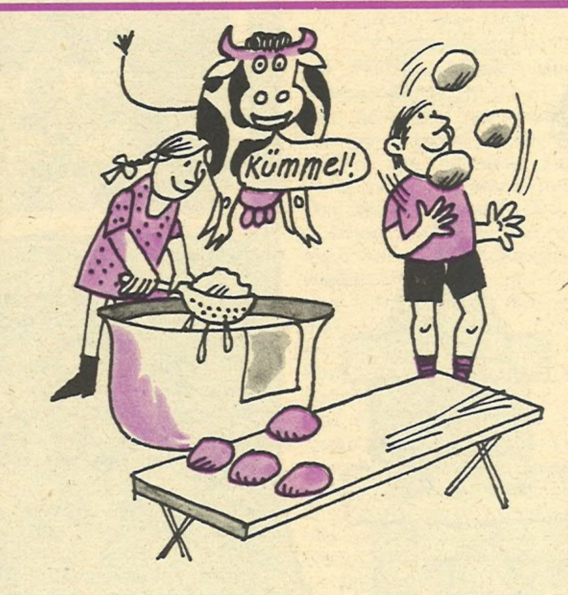
... sind die Heimatstätten der drei Funker, mit denen wir nach dem Leistungsvergleich noch ein wenig plauderten. Natürlich im Klartext, nicht per Morsetaste. Aber per Dolmetscher. Das war nötig.
Maat Nikolai Martischow ist 19 Jahre alt und in Pskow zu Hause. Er hat das Abitur abgelegt und wird einmal Nachrichtentechnik studieren. Nikolai ist in seiner Freizeit ein „Bücherwurm".
Aus der Hafenstadt Szczecin kommt Maat Miczyskaw Bendykowski. Er ist 23 Jahre alt, Mechaniker von Beruf und ein begeisterter Basketballspieler.
Obermatrose Heiko Drost ist in Brandenburg zu Hause. Er ist von Beruf Kfz-Schlosser und in seiner Freizeit GST-Seesportler. Sie alle sorgen in ihren Nachrichteneinheiten für die richtigen Verbindungen. Dafür, daß Nachrichten zwischen Befehlsständen und Schiffen der Marineeinheiten schnell und zuverlässig den Empfänger erreichen. Bei der Erfüllung der Gefechtsaufgaben ihrer Marineeinheiten sind die Funker ein ganz wichtiges Bindeglied. Ihre Verständigung klappt ganz ausgezeichnet.
Darüber waren sich alle Genossen am Abend nach dem Leistungsvergleich einig!

Text und Foto: Peter Klaus Eckert

Ein neues Abenteuer I. TEIL

Ich habe ein Abenteuer hinter mir. Und da Abenteuer allein keinen Spaß machen, will ich euch davon berichten. Bekanntlich kann man viele Arten von Abenteuern erleben. Einen Tümpel erforschen, zum Beispiel. Oder einem Hund das Futter wegnehmen, was ich aber nicht empfehlen würde, weil Hunde dann recht unangenehm werden. Oder aber man könnte einen Kriminalfall lösen.
Mein Abenteuer war ganz anderer Art.
Ich habe versucht herauszubekommen, was sich hinter dem Begriff „Biotechnologie" verbirgt. Einige werden jetzt vielleicht sagen: Es ist ja langweilig, das hört man doch jeden Tag ... Ja, aber das ist es ja gerade! Genau deshalb wurde ich neugierig. Denn ich bin der Meinung, man sollte auch verstanden haben, worüber man redet. Also habe ich mich gekümmert. Habe Artikel gelesen, Freunde gefragt... Ein abenteuerlicher Griff ins Bücherregal. „Bio" hat etwas mit Leben zu tun. Und „Technologie" ist, vereinfacht gesagt, die Wissenschaft von den Produktionsprozessen. Und Produktion ist der Vorgang, in dem Güter, die wir Menschen benötigen, hergestellt werden. Dabei werden Arbeitsmittel verwendet. Das können zum Beispiel Werkzeuge sein wie Hammer und Feile. Oder Maschinen, mit deren Hilfe Menschen aus Ausgangsstoffen etwas Neues herstellen. Aus den Häuten von Tieren Schuhe, aus Erdöl Benzin, Plaste und vieles andere mehr.
Wenn nun aber anstatt oder auch zusätzlich zu Maschinen, lebende Organismen oder deren Produkte als Arbeitsmittel verwendet werden, dann haben wir es mit Biotechnologie zu tun.
Das klingt ganz schön theoretisch, ist aber einfach. Zum Beispiel: Wir wollen Milch erzeugen. Dazu könnten wir eine riesige Fabrik bauen, die mit viel Aufwand Milch herstellt. Das geht aber viel einfacher, nämlich biotechnologisch: Man nehme eine Kuh, füttere sie, pflege sie, und sie produziert für uns Milch.
Merkt ihr was? Das war meine erste Entdeckung: Was sich hinter dem Begriff „Biotechnologie" verbirgt, ist so neu nicht!
Die ersten Biotechnologen lebten schon in der Urgesellschaft. Derjenige war zum Beispiel einer, der sich die Rinder nicht nur in den Stall stellte, sondern auch noch beobachtete, welche Kuh am meisten Milch gab und sie dann zur Zucht benutzte. Natürlich, das war kein Biotechnologe.



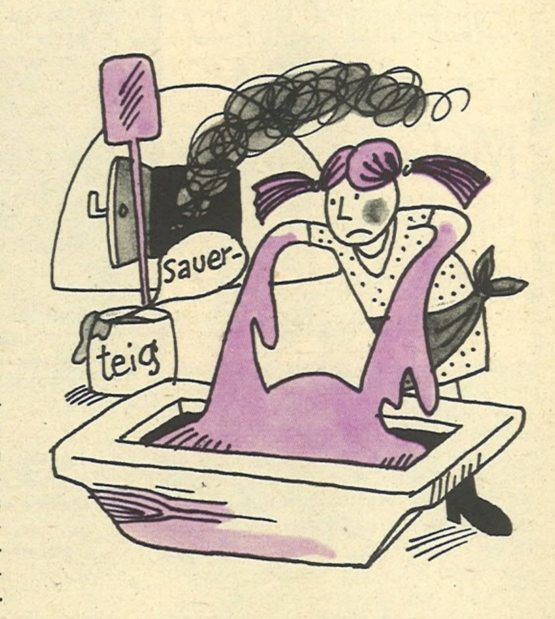


Die Menschen sammelten zuerst unbewußt solche Erfahrungen, doch mit der Zeit wandten sie sie immer bewußter an. So entstanden zum Beispiel Nutztiere und Nutzpflanzen. Später gewann man durch Gärung Alkohol, buk Brot... Man tat es ohne zu wissen, daß es ein mikroskopisch kleiner Pilz ist, der Zucker in Alkohol umwandelt und daß er während des Backvorganges ein Gas erzeugt, welches das Brot oder den Kuchen auftreibt, also schön locker macht. Fleisch ließ man abhängen, um es verdaulicher zu machen. Dafür sind Enzyme verantwortlich. Was das ist, erkläre ich später.
Erst nach der Erfindung des Mikroskops war es möglich, die Bakterien zu entdecken, winzig kleine Lebewesen, die für Fäulnis verantwortlich sind und für viele Krankheiten, aber auch für Vorgänge, die der Mensch lange Zeit genutzt hat, ohne eine Erklärung dafür zu haben. So bei der Erzeugung von Sauerkohl oder bei der Käseherstellung.
Ab 1860 etwa, begann man gezielt mit Bakterien und Pilzen zu experimentieren, um zum Beispiel Impfstoffe herzustellen.
Wart ihr schon einmal krank? Sicher. Bestimmt hattet ihr auch schon Angina. Ihr seid zum Arzt gegangen, der hat euch in den Hals geschaut, Tabletten verschrieben oder eine Spritze gegeben. Und nach drei Tagen ging es euch deutlich besser. Wißt ihr, wie lange ihr euch ohne dieses Medikament mit dieser Krankheit gequält hättet? Zwei oder drei Wochen, und womöglich wären noch eine Nierenentzündung oder eine Herzmuskelentzündung hinzugekommen.
Dieses hilfreiche Medikament, das euch davor bewahrt hat, heißt Penicillin. Das ist ein Stoff, der von einem besonderen Pilz erzeugt wird, einem Schimmelpilz, der die Eigenschaft hat, Bakterien zu vernichten.
Zum Glück für uns alle verirrte sich der bewußte Schimmelpilz in das Labor eines Forschers namens Alexander Flemming, der die bakterientötende Wirkung dieses Pilzes erkannte. Das war vor etwa fünfzig Jahren, als viele Forscher nach etwas suchten, das in der Lage war, Bakterien zu töten, ohne daß es den Menschen schadet. Dieser Schimmelpilz sieht so ähnlich aus wie der, den ihr manchmal auf altem Brot zu sehen bekommt – und dieser Pilz erzeugt in winzigen Mengen den Stoff, den wir brauchen. Doch erst millionenfach angereichert, ergibt er eine Tablette.

Ich weiß nicht, wieviel Penicillin tagtäglich auf der Erde gebraucht wird. Es muß eine Unmenge sein. Viele Fabriken sind dazu notwendig.
Es hat fast zwanzig Jahre gedauert, bis Menschen ertüftelt hatten, wie eine solche Industrie aussehen muß. Stellt euch einen großen Betrieb vor. Sein Herz jedoch sind Schimmelkolonien, die in besonderen Gefäßen den Penicillinsaft herstellen. Der muß dann gereinigt werden, pulverisiert... Könnt ihr euch noch erinnern, was der Begriff Biotechnologie bedeutet? Ja, der Mensch ist in der Lage, Lebewesen als Arbeitsmittel zu verwenden. In diesem Falle einen ganz bestimmten Schimmelpilz.
Und nun muß ich euch allmählich die Frage beantworten, weshalb gerade jetzt so viel über Biotechnologie geredet wird.
Also, es gibt Neuigkeiten!
Bisher waren wir darauf angewiesen, daß es in der Natur Pilze gibt und Bakterien, die in irgendeiner Form nützlich für uns sind. Wir mußten sie nur finden. Und heute?
Heute kann zum Beispiel einem Menschen geholfen werden, der an einer bösartigen Stoffwechselerkrankung leidet. Das sind Erkrankungen, bei denen manchmal nur winzig kleine Mengen einer bestimmten Substanz im Körper fehlen, und trotzdem muß der Mensch verhungern, weil diese Substanz notwendig ist, um das, was er täglich ißt, in einen Zustand zu bringen, den der Körper verwerten kann.
Künstlich können wir diese Substanz nicht erzeugen. Wir müßten Tausende Tiere schlachten, um einem solchen Menschen zu helfen. Aber es wäre phantastisch, fänden wir Bakterien, die für uns die so dringend benötigte Substanz herstellen.
Und das ist das, was die neue Etappe der Biotechnologie ausmacht: Wir können heute Bakterien dazu bringen, uns die gewünschte Substanz herzustellen, diese und andere.
Könnt ihr euch vorstellen, daß wir uns Bakterien „bauen", die Erze anreichern, unsere Flüsse reinigen, den Boden düngen, Medikamente herstellen?
Nein? Und doch ist es möglich. Und wie das funktioniert, versuche ich euch im nächsten Heft zu erklären.

KONRAD POTTHOFF

Zeichnungen: Horst Schrade





Die Wappen-Jungfrau Magdeburgs hat euch etwas zu bieten – ein Geheimnis!



fauler Zauber ist, so haben wir es mit einem Stück Naturgesetzlichkeit zu tun ... vermutlich."
„Nein, mit frecher Ketzerei!" ereiferten sich die Bischöfe. „Dieser Magdeburger Physikus versucht Gottvater! Schimpf und Schande über einen, der sich am Bibelwort vergeht!"
„Man vergeht sich an der Schöpfung, wenn man seinen Kopf nicht zum Denken gebraucht", widersprach Otto von Guericke. „Und ich kann beweisen, daß meine Gedanken über den Raum jenseits der Sterne rechtschaffen und gut sind. Im Kosmos gibts kein himmlisches Reich mit singenden Engeln, sondern ein Vakuum." „Der Allmächtige duldet kein Vakuum!" hieß es landauf und landab. Doch Guericke verwies auf sein Experiment. „Wollt ihr Tatsachen leugnen?"





DAS GEHEIMNIS DER MAGDEBURGER HALBKUGELN

– und was es damit auf sich hat.

Auf den Elbwiesen vor den Toren unserer Stadt haben wir das Experiment schon ein paarmal vorgeführt, das im Jahre 1654 den Kaiser und seinen Hofstaat nebst zahlreichen erlauchten Köpfen verblüffte.
Man nehme:
16 starke Pferde,
2 halbe eiserne Hohlkugeln,
1 Guerick'sche Spezial-Luftpumpe

Mit der Pumpe sauge man die lose aufeinandergelegten Halbkugeln luftleer. Es entsteht ein Vakuum, ein Nichts. Egal, ob ihr euch ein Limonadenglas vor den Mund stülpt und solange die Luft herausatmet, bis das Glas wie angeklebt hängenbleibt, oder ob das mit jenen Halbkugeln und der Pumpe gemacht wird – Vakuum ist Vakuum. Spannt man nun auf jede Seite der luftleer gewordenen Kugel acht Pferde, sind auch die stärksten Tiere nicht imstande, beide Kugelhälften voneinander zu trennen. Seht euch das Foto an. Die Gäule haben fast die Ketten zerrissen. Alles umsonst. Die Kugel blieb heil. Zusammengehalten vom Luftdruck von außen. Ob ihr es glaubt oder nicht.
Der Kaiser glaubte es jedenfalls nicht. Die Kurfürsten nicht. Und die Gelehrten glaubten es auch nicht. Niemand. Damals 1654. „Dieser Bürgermeister Guericke ist ein Grillenfänger, ein Hexenmeister!" behaupteten sie.
Mancher weise Professor meinte: „Die Sonne hat nie etwas Rätselhafteres beschienen. Wenn es kein „Luft hat keine Krallen und kann also auch keine zwei halbe Kugeln zusammenhalten", beharrten die Akademiker. Und sie raunten einander zu: „Dieser Physikus steht mit dem Teufel im Bunde wie Kopernikus, wie Galilei. Kann sein, der Guericke mit seinen neumodischen Experimenten gibt nicht eher Ruhe, bis ihm das Schicksal Giardano Brunos zuteil wird. Er endete auf dem Scheiterhaufen, weil er auch so eigensinnig wie der verrückte Magdeburger behauptete, die Sonne sei der Mittelpunkt der Welt und nicht die Erde. Schmach über diesen Guericke! Es wird ein schlimmes Ende mit ihm nehmen!"
Das ist freilich früher schon manchem Wissenschaftler und kühnem Verfechter des Fortschritts prophezeit worden. Otto von Guericke stellte sich dieser Herausforderung. Gewiß, seine physikalischen Versuche und die Erläuterungen dafür hätten ihm das Leben kosten können. Er riskierte es oft. So wie er gewagte Konstruktionen ausprobierte. Übrigens: Ohne Vakuum keine Fernsehröhre, keine kosmische Rakete. Auch kein Penicillin. Keine Atomphysik. Wo anfangen – wo aufhören? Doch der Reihe nach:

Otto von Guericke lebte von 1602 bis 1686.

Während des Dreißigjährigen Krieges mußte er die Zerstörung seiner Heimatstadt Magdeburg durch das kaiserliche Heer unter Tilly im Jahre 1631 miterleben. Als Ratsherr und Gesandter machte er sich um den Wiederaufbau sehr verdient. Von 1641 bis 1681 war er Bürgermeister dieser Stadt, die eine neue Blüte erlebte. Durch die Erfindung der Kolbenluftpumpe, den Nachweis der Luftleere, die Inbetriebnahme seines Barometers und einer Elektrisiermaschine tat Guericke sich als Physiker hervor und erwarb Weltruhm.

Auf wieviel Unverständnis und Feindseligkeit er mit seiner Wissenschaft bei seinen Zeitgenossen stieß, wie viele Abenteuer er bei seinen zahlreichen Reisen zu bestehen hatte und welch merkwürdigen Leuten er unterwegs begegnete, das erzählt der Schriftsteller Walter Basan demnächst in einer ganzen Serie spannender Geschichten.

Zeichnung: Jürgen Schumacher
Fotos: Fredi Fröschki

ZUR SACHE:

Die Oktoberrevolution 1917 weckte die Unterdrückten in der Welt, daß sie sich aufrichteten. Der Sieg über den Faschismus 1945 gab ihnen Kraft, sich zu erheben und den Kampf gegen die Unterdrücker zu beginnen.
Denn der Tag der Befreiung ist nicht nur ein Datum der Vergangenheit, sondern auch der Gegenwart und Zukunft; und immer wird er noch Kampf und Blut kosten. Aber jedes Leben, das dafür genommen wird, ist ein besonderes Leben, das nicht vergehen kann, weil es in anderen weiterwirkt.

Die Schwester

GÖTZ R. RICHTER

Belize ist ein Ort in Angolas nördlichster Provinz Cabinda, wo der Kampf um die Unabhängigkeit begann, wo der Frieden aber noch heute nicht sicher ist, weil hier Schätze sind, die begehrlich machen: Eisen, Mangan, Phosphate, Edelhölzer, Gold und Diamanten – besonders aber Erdöl.
Auf dem Platz vor dem Kommissariat warten wir in einem GAS-Geländewagen. Der Fahrer – Tarnjacke, schwarzes, rundes Käppi – schläft, die Hand an der Kalaschnikow. Auf dem Platz noch ein Bus, zwei LkW „W 50", davor Soldaten, Mädchen dabei und wimmelnde Menschen mit Koffern, Kisten, Kartons, Beuteln, Taschen, mit Hühnern, Enten, zwei Ziegen. Die Sonne steht tief, ist schon gelb. Die Kleider der Mädchen leuchten. Es ist Mai. Der Schein sagt Frieden.
Da kommen hinter dem Bus Leute mit einer Bahre hervor, dabei eine weißgekleidete Frau, die etwas hochhält, als sei es sehr kostbar. Auf dem Platz wird es still.
Der Mann auf der Bahre liegt unter einem weißen Laken, das am unteren Ende rot ist. Er hält den Kopf zur Seite, als spräche er mit der Schwester.
Der Comandante kommt gerannt, die MPi vor der Brust festhaltend. „Die FLEC", sagt er keuchend. „Diese Banditen!" Er deutet zur Bahre. „War Wachkommando im Mayombe, bei den Holzfällern. Dort haben sie gelauert. Handgranaten. Vier Mann tot. Und er... beide Beine. Wir müssen Konvoi fahren. Aber du ... im Bus. Hier im GAS müssen noch Soldaten... Verstehst du?"
Ich steige aus. Der Comandante sagt: „Doch wegen der Sicherheit. Im Mayombe versuchen sie's immer wieder."
Ich verstehe ja. Ich bin ihr Gast, und sie sorgen sich. Das mit der FLEC weiß ich seit der ersten Reise; sie besteht wahrhaftig nur noch aus Banden, die schießen, plündern, brennen, immer aber wieder Nachschub bekommen, von Zaïre herüber, von den Auftraggebern, die den Sender haben: Unabhängigkeit für Cabinda! Weil Gulf-Oil-Company mehr Prozente Erdölanteil will. Deshalb nämlich.

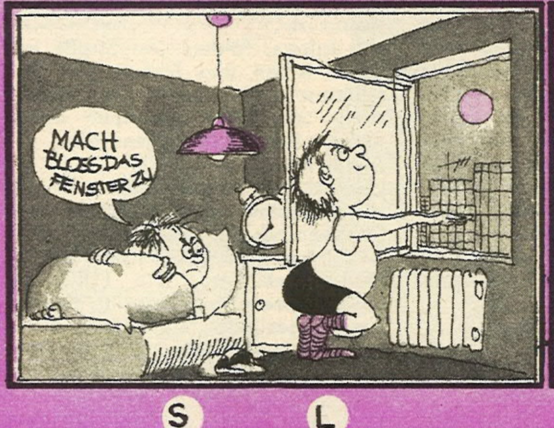
Der Bus ist ein alter IFA und mir ein wenig Trost, ein Stück Zuhause, hier. Drin riecht es nach Schweiß, nach Ziegen, Enten, Hühnern, nach Verbandszeug, Äther, Jod – nach Diesel. Die Plätze sind besetzt, bis auf die bei der Bahre, die vorn, im Gang, auf einen Stapel Matratzen gepackt, mit Stricken an Armlehnen festgezurrt ist.
Ich setze mich auf den vorderen Platz. Wenn ich die Hand ausstrecke, kann ich die Trage erfassen. Die Schwester auf der anderen Seite hält mit einer Hand den Tropf, mit der anderen tupft sie dem Soldaten den Schweiß vom Gesicht. Er blickt sie immerfort an und wirklich, er spricht mit ihr!
Der Bus fährt an. Die Schwester taumelt. Plötzlicher Schrecken ist in ihrem braunen Gesicht. Schnell aber lächelt sie wieder und lehnt sich, mit der Hüfte stützend, gegen die Bahre. Ich halte von der anderen Seite. Da blickt sie mich an und nickt mir zu. Ich sehe jetzt, wie jung und wie schön sie ist.
Die Soldaten auf dem „W 50" vor uns tragen Gewehre, Panzerbüchsen und Handgranaten im Gürtel. Der Lastwagen schleudert. Er fährt um Pfützen herum. Unser Fahrer fährt hindurch.
Die Schwester wechselt den Tropf von einer Hand in die andere. Ich möchte ihn nehmen. Sie gibt ihn nicht her. Ich setze mich wieder. Der Wagen stoppt. Die Matratzen rutschen unter der Bahre ein Stück nach vorn. Die Schwester erschrickt wieder. Ich stehe auf und nehme den Tropf. Sie hält mit beiden Händen die Bahre. Der Soldat spricht leise. Sie lächelt und dreht den Kopf zur Seite. Er faßt eine Hand von ihr.
Der Mayombe ist nah, der gigantische Wald mit Bäumen so hoch wie die Türme von Domen. Sie ragen auf ins rote Sonnenlicht.
Die Sonne sinkt schnell. Es ist halb sieben. Ohne Abend kommt die Nacht. Das grelle Licht der Scheinwerfer erfaßt die mächtigen, aufstrebenden Baumstämme. Drinnen ist der Wald wie eine hohe Säulenhalle. Die Leute starren durch die Scheiben. Ich sehe jetzt, daß es vor allem Frauen sind. Manchmal beleuchten die Scheinwerfer das ausgebrannte Gerippe eines Lastwagens.
Wann wird hier Frieden sein?

Zeichnung: Karl Fischer

Gestern abend, am Feuer, unter einem riesigen Feigenbaum, haben wir vom Mai geredet, unserem damals, 1945, und dem von Vietnam. Hier haben die Leute den Sieg über das protzige Amerika wie ihren eigenen gefeiert. „Ja, ihr habt Frieden", hat der Commissiario zu mir gesagt. „Denn der wirkliche Frieden kommt erst, wenn die Freiheit gesichert ist."
Wir fahren, fahren. Die Straße hat breite Rillen und Löcher. Der Bus schüttert und rasselt. Der Widerschein der Fahrzeuglampen dringt herein. Mir fallen immer öfter die Augen zu.
Und ich bin eingeschlafen. Als ich zu mir komme, brennt draußen am Straßenrand ein qualmiges Feuer. Zwei ängstliche Alte kommen – Mann und Frau. Die FLEC hat ihnen gestern ihre einsame Behausung angezündet, als sie zum Holzsammeln waren. Sie sitzen bei mir. Sie halten sich stumm an den Händen.
Der rote Schein flackert auf dem Gesicht der Schwester. Sie hält den Tropf. Den wievielten? Ich habe fast zwei Stunden geschlafen und schäme mich jetzt. Die Schwester hält auch die Hand des Soldaten. Sie steht auf meiner Seite der Bahre. Ich nehme ihr den Tropf aus der Hand. Sie taumelt auf meinen Sitz und nimmt beide Hände vor das Gesicht. Ich sehe auf dem Laken, daß der dunkle Rand bis zu den Knien heraufgekrochen ist.
Wir fahren, fahren. Der Mayombe ist endlich hinter uns. Fahles Licht geht an. Es ist, als erwachten wir. Die Uhr zeigt zehn. Die Schwester hat den Tropf erneut gewechselt. Der Soldat streicht behutsam über ihren Arm. Seine Hand ist noch dunkler als ihre. Einer fängt an zu essen. Andere tun es nach, ich auch. Ein Mann gibt mir zu trinken. Warmen Schnaps. Ich gehöre zu diesen Leuten. Der Bus springt und schleudert. Auch von der anderen Seite halten welche die Bahre. Der Soldat stöhnt.
Der Fahrer schaltet das Licht innen aus. Die Scheinwerfer beleuchten Autotrümmer. Die Schwester hebt das Laken hoch und zieht einen Gurt an. Sie deckt den Soldaten wieder zu. Ihre nasse Hand streift mich.
Der Soldat sagt etwas, sagt ein Wort, wie eine Frage. Immer, immer wieder. Nach langer Zeit antwortet die Schwester leise. Er atmet tief auf. Sie nimmt mir den Tropf ab, setzt sich neben mich. Wir sind vertraut. Ich würde gern ihren Namen wissen, aber ich kann nicht reden. Ich stütze ihren Arm, und noch einmal blickt sie mich voll an. Was wird sein, wenn sie von ihm weg muß, zurück?
Als ich erwache, brennen Straßenlampen. Die Stadt Cabinda. Fern, vom Meer her, fackeln die Feuer der Bohrinseln. Die Schwester neben mir weint. Sie hält den Tropf zwischen den Knien. Der Soldat liegt, als schliefe er nur. – Als ich aufstehe, lege ich für eine kleine Weile meine Hand auf ihren Kopf, und ich spüre ihren Herzschlag.
Noch heute spüre ich ihn.

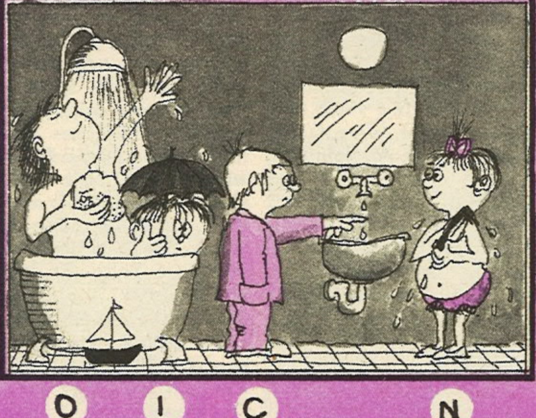
Kundi kennt die Täter

Kennt ihr sie auch? Haltet sie fest mit dem Bleistift, notiert ihre Buchstaben der Reihenfolge nach!



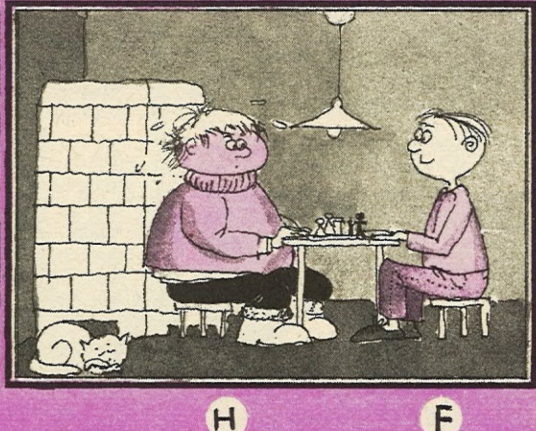
S L

Abhärtung ist wichtig! Der eine trainiert auf einer harten Matratze, der andere beim Frühsport am offenen Fenster. Wer macht es falsch?



O I C N

Auch kaltes Duschen und Waschen hilft bei der Abhärtung. Wer geht an die ganze Sache zu zaghaft heran?



H F

Beide wollen später noch eine Rodelpartie machen. Sie wärmen sich ein wenig auf. Klaus speichert die Wärme im Pullover, Ralf nicht. Was ist falsch?

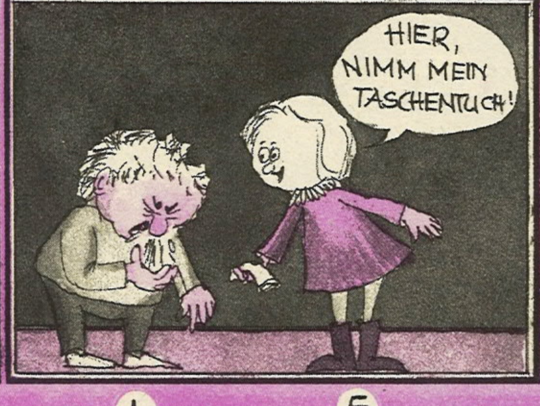


E G F R T I R S P T

Wieder suchen wir die Übeltäter! Ihr wißt, wie schnell man sich gerade in den Wintermonaten eine Erkältung einfangen kann. Gerade deshalb ist es wichtig, sich witterungsgerecht zu kleiden. Nehmt euch deshalb nicht die kleinen und größeren Missetäter zum Vorbild, sondern sucht sie heraus und notiert ihre Buchstaben! Also: Wer setzt leichtsinnig seine Gesundheit aufs Spiel?



D A



I E

Gesundheit! Einige hat's erwischt. Auf beiden Bildern könnt ihr das genau verfolgen. Na ja. Nicht jeder Schnupfen haut einen gleich vom Stengel, aber einige Grundregeln sollte man doch beherzigen. Wer verhält sich nicht richtig? Wer tut das, was man bei einer Erkältung gerade nicht tun sollte?



S P

Diese beiden sind beim Toben im Schnee „heißgelaufen". Also kühlen sie sich ab! Ist das richtig oder ist das ungemein gefährlich?
Kommen diese beiden auf die Fehlerliste oder nicht?

✻✻

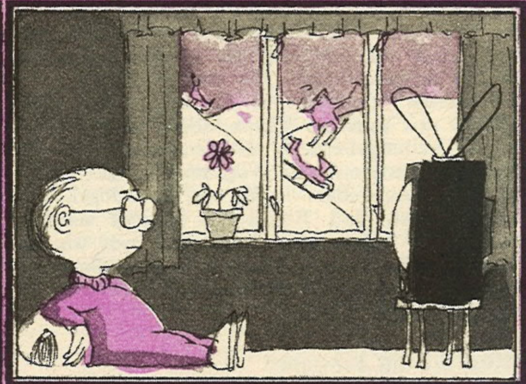
Kaltes Regenwetter. Einige zieht es trotzdem ins Freie. Dagegen ist auch nichts einzuwenden. Aber: Wer sollte sich lieber umziehen?

Z N R



Sport so oder so – als Zuschauer oder aktiv – ist das egal? Wenn nicht, dann notiert den Buchstaben!

I



Auf der Rodelbahn ist Hochbetrieb. Ist hier Bewegung gefragt oder nicht? Denkt daran – gesucht wird falsches Verhalten!

T Z O



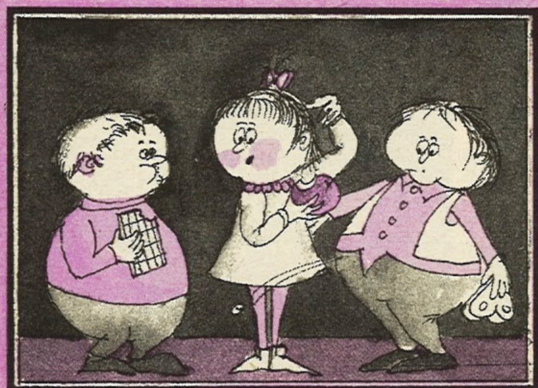
Hier ist was los. Viel Betrieb auf dem Gehweg und der Fahrbahn. Schauen wir uns um! Wer müßte sein Verhalten überdenken? Findet auch hier die „Falschmacher" und notiert ihre Buchstaben! Und nehmt sie euch nicht zum Vorbild, sondern helft auch im täglichen Leben, falsches Verhalten zu korrigieren! So könnt ihr mit dazu beitragen, „Winter-Wetter-Unfälle" zu vermeiden.

E T L I S R A

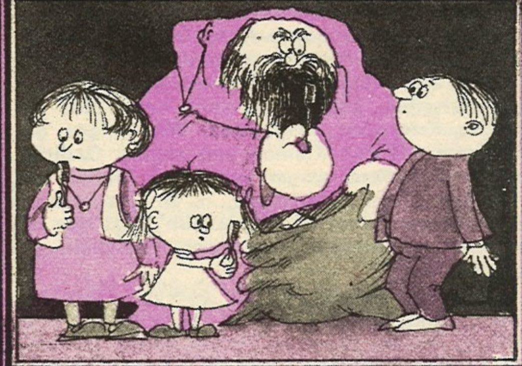


Guten Appetit! Hier ißt jeder das, was ihm schmeckt. Bei wem wäre es gut, mal den Speiseplan zu überdenken?

B S A

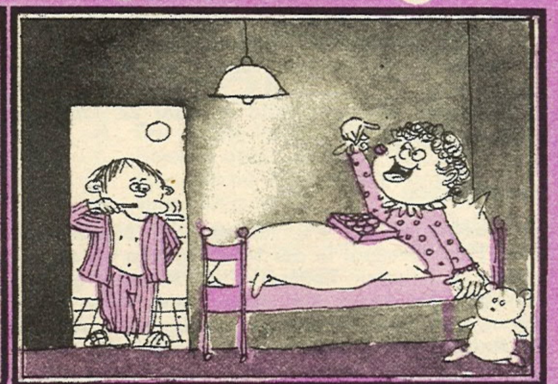


Eine schöne Bescherung – für jeden eine Zahnbürste! Knobelpause! Schaut nach, ob ihr euch auch eine Zahnbürste wünschen solltet!



Na dann: Gute Nacht! Doch bevor ihr einschlaft, löst die letzte Aufgabe. Wer bereitet sich falsch auf die Nachtruhe vor?

K H



Sind Gewässer zugefroren, spielt darauf nicht voll Elan. Viele sind schon eingebrochen –

N

Ergänzt diesen Vierzeiler mit den gefundenen Buchstaben, schreibt ihn auf eine Postkarte und sendet diese bis 31. Januar 1986 an Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, PSF 37, Kennwort: Winterwetter. Viele große und kleine Preise warten auf die Gewinner.

Zeichnungen: Andreas Strotzick, Text: Frank Frenzel



Timurs sind überall

Zwanzig Stühle schiebt Frau Griesbach an den großen Beratungstisch im Pionierhaus „Wolodja Dubinin". Wie wenig es doch am Anfang waren – muß sie plötzlich denken! Ein kleines Grüppchen von sechs Pionieren waren ihre ersten Verbündeten. Das war 1976. Der Kreis ist nun erheblich größer geworden.
Heute sind es Timurvorsitzende aus 20 Schulen, die zur monatlichen Beratung kommen. 1 003 Timurs betreuen 806 hilfsbedürftige alte Menschen in einem Stadtbezirk so groß wie Potsdam. Mit ihrer Devise: An andere denken! leisten sie Vorbildliches. Frau Griesbach ist stolz auf ihre Timurs. Viele von ihnen wurden schon für gute und zuverlässige Arbeit mit der „Goldenen Rose für vorbildliche Nachbarschaftshilfe" ausgezeichnet.
Anläßlich des Geburtstages von Arkadi Gaidar und des Todestages von Wolodja Dubinin findet jeweils Ende Januar eine Timurkonferenz in Leipzig-Nordost statt. Dort wird über die geleistete Arbeit gesprochen, werden Probleme geklärt und neue Aufgaben beraten. Viele Pioniere kommen da zu Wort und erzählen über ihre Arbeit als Timur...
Zum Beispiel Dirk und Thilo von der 22. Oberschule.

Timurnotizen

„Wir betreuen seit $1^1/_2$ Jahren eine 85jährige taube Frau. Dreimal in der Woche gehen wir einkaufen und holen Kohlen. Über Monate ging alles gut. Sie freute sich immer sehr, wenn wir kamen, weil sie außer uns niemanden hatte. Aber am Anfang des Schuljahres begannen die Sorgen. Einige Male verbummelten manche von uns ihren Termin. Ein anderes Mal zerschlug Mike eine Flasche Wein und zu allem fehlte auch noch Geld, weil wir an der Kasse nicht mitgerechnet hatten. Das war schlimm, denn sie mußte glauben, einer von uns sei unehrlich. Obwohl sie es nicht wollte, haben wir das Geld ersetzt. Und jetzt, das haben wir uns vorgenommen, kommt so etwas nicht wieder vor."

Die Kaffeekanne

Janett aus der 16. POS erzählte von einem Erlebnis:
**„Bei unserer Zusammenkunft im Haus der Jungen Pioniere machten wir uns Gedanken, wie wir die älteren Bürger im Klub der Veteranen zum 8. März überraschen können. Frau Griesbach übergab mir den Auftrag, mit meinem Klassenkollektiv ein kleines Kulturprogramm vorzubereiten. Wir erfüllten ihn und am 9. März wurde in der Leipziger Volkszeitung eine Notiz über unsere Klasse veröffentlicht. Der Direktor hatte uns ein Lob ausgesprochen. Wie kam es dazu?
In unserem Programm zeigten wir einige Ausschnitte aus unserem Pionierleben. Danach teilten wir selbstgebastelte Glückwunschkarten aus. Weil den Rentnern das Programm so gut gefallen hatte, sammelten sie für uns 36,80 Mark. Wir wußten aber, daß Timurs nie bezahlt werden. Vor der Tür haben wir uns beraten, was wir mit diesem Geld machen. Dann kam uns die Idee. Wir kauften zwei Kaffeekannen. Die Überraschung war gelungen!"**

Paten für die Jüngsten

**„Seit September 1982 besteht zwischen einer Kindergartengruppe des Kindergartens Ziolkowskistraße 20 und dem Timurstab der Komarow-Oberschule ein Patenschaftsvertrag.
Die Kindergartengruppe wurde beispielsweise zu einem Pioniernachmittag eingeladen, bei dem ihr die Aufgaben eines Jungen Pioniers erklärt wurden. Ein anderes Mal hat der Timurstab das Altpapier, welches die Kindergartengruppe gesammelt hatte, an einem Nachmittag zum Aufkauf gebracht. Das war gar nicht so einfach. Wir mußten dreimal gehen, bevor alles weg war.**



**Wir haben für die Kleinen auch schon Spielzeug repariert oder den Garten von Unkraut befreit.
An einem Nachmittag wollten wir den Kindern eine besondere Freude machen. Wir meldeten uns bei der Gruppe an, verrieten aber nicht, was wir vorhatten. Unser Timurstab hatte sich ein kleines Programm ausgedacht. Wir sangen gemeinsam mit den Kleinen und sagten Gedichte auf. Anschließend gingen wir in den Garten und machten einige Wettspiele, z. B. Autorennen, Topfschlagen, spielten ‚blinde Kuh'. Das war ein schöner und lustiger Nachmittag, der allen gut gefallen hat."**

„Timurs sind überall, wo sie gebraucht werden. Timurs sind große Klasse ... Heinzelmännchen gibt es nur im Märchen. Timurs helfen wirklich. Sie verschwinden auch nicht. Auf Timurs ist Verlaß."

Das sagte der Vorsitzende der Pionierorganisation, Genosse Wilfried Poßner, auf der letzten zentralen Timurkonferenz im April in Leipzig.

Erzählt von euren Timurerlebnissen! „Frösi" wartet auf deine Timurnotizen! Schreibt an: Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37.

Foto: Horst Glocke **Zeichnung: Wilfried Läpke**

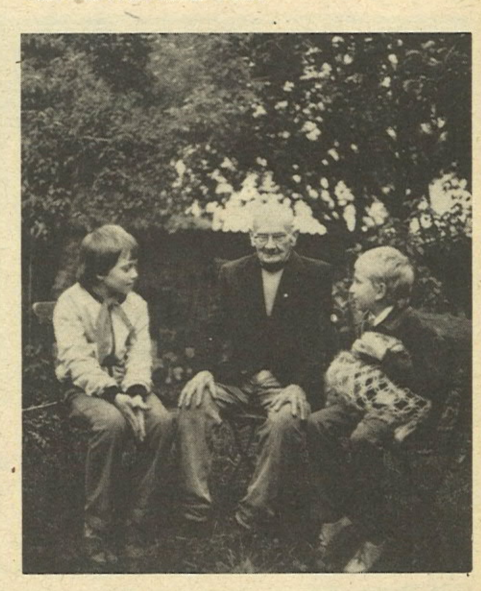
TIMUR-FÜCHSE

... sind sie, und der echte Timur aus „Timur und sein Trupp" hätte seine helle Freude an den Schönebecker Pionieren, die etliche Jahre nach Timurs literarischem Auftritt nun in seine Fußstapfen treten. Da sind Ines, Thomas und Marcel, die sich täglich um alte Menschen in ihrer Gegend kümmern. Und das tun sie regelmäßig! Acht Pioniere machen sich insgesamt im Timurklub an der Pablo-Neruda-Oberschule in Schönebeck Gedanken darüber, wie Veteranen und jungen Muttis am besten geholfen werden kann. Mittlerweile umfaßt die Timur-Kartei der Pioniere 43 Rentner und junge Muttis, die regelmäßig betreut werden oder denen ab und zu, je nach Bedarf, einmal geholfen wird. Diese Hilfe wird aber immer mit viel Spaß an der Sache geleistet.

Opa Fuhrmann

... ist einer von denen, die in der Kartei der Pioniere ganz obenan stehen. Kein Wunder, Gustav Fuhrmann ist über 90 Jahre alt und hat ein bewegtes Leben hinter sich. Seit früher Jugend KPD-Mitglied, war er immer dort zu finden, wo sich fortschrittliche Kräfte zum Kampf gegen die Reaktion und den Faschismus trafen. Nach 1945 half Gustav Fuhrmann tatkräftig beim Aufbau unserer Republik mit. Und aus dieser Zeit und aus Zeiten davor hat Opa Fuhrmann eine Menge Geschichten zu erzählen. Manchmal etwas gemächlich, aber wer zuhört, bekommt Geschichte in Geschichten eines alten Genossen zu hören. Thomas und Marcel hören gut zu! Sie bringen Opa Fuhrmann täglich das Mittagessen. Eigentlich wird der alte Herr gut umsorgt, aber wenn Thomas und Marcel kommen, dann freut er sich. Denn so ein Schwätzchen ist vielleicht ebenso wichtig wie das Mittagessen! Bevor Thomas und Marcel Timurhelfer wurden, waren Stephan und Ricardo fünf Jahre lang täglich Opa Fuhrmanns Betreuer. Die Timurarbeit hat eben in Schönebeck gute Tradition!

Text und Foto: Klaus Trecke



FRÖSI-LESERPOST

Ein junger Pionier

Ich bin ein Pionier,
ich tu' was für den Frieden.
Ich gebe jedem Kind die Hand,
auch dem aus einem fernen Land.

Ich bin ein Pionier,
ich kenne die Friedenstaube;
sie wohnt schon lang in meinem Land.
Dort ist sie stets für mich zur Hand.



Ich bin ein Pionier
und kenne die Pioniergebote.
Ich brauch' sie immer, jeden Tag,
weil ich mich danach richten mag.

Ich bin ein Pionier
und trage stolz mein Halstuch.
Die Mutti hält es ständig rein,
es soll für mich stets sauber sein.

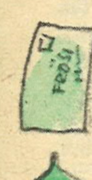
Ich bin ein Pionier
und brauche immer Frieden;
beim Spielen, Singen, Lernen, Lachen,
das kann man nur im Frieden machen.

Sylvia Dobritz, 3. Klasse

Danke, liebe Emmy!



Im vergangenen Schuljahr waren wir die beste Pioniergruppe beim Sammeln von Sekundärrohstoffen. Wir hoffen, auch am Ende dieses Schuljahres zu den Besten zu gehören. Unser Schulwettbewerb wird regelmäßig geführt und ausgewertet. Für sehr gute Ergebnisse gibt es Geschenkgutscheine, Bücher und schöne Sportspiele. Von Dir, liebe Emmy, erhielten wir schon viele Aufkleber und ein Spielmagazin. Dafür möchten wir uns herzlich bedanken.



Klasse 6a, 122. POS „Friedrich Wolf",
8036 Dresden

„Frösi" getroffen



Ich war sehr überrascht, als ich am 2. Juni 1985 bei einem Ausflug nach Berlin in den Palast der Republik reinschaute und dort das Pionierfest „Fröhlich sein und singen" miterlebte. Herzlichen Dank für die viele Arbeit, die ihr an den einzelnen Beschäftigungsständen geleistet habt. Eine gelungene Überraschung war auch die „gebakkene" Emmy. Es war schön, die Zeitschrift „Frösi" richtig lebendig zu erleben.

Knut Mlejnecky, 4600 Wittenberg





Freundschaftstreffen mit tschechischen Pionieren

Unser Klub der internationalen Freundschaft ist mit einem Klub in Velke Meziria in der ČSSR befreundet. Die tschechischen Pioniere waren schon oft bei uns in Gößnitz, und wir besuchten sie das letzte Mal im Mai. Die Fahrt mit dem Ungarn-Expreß entlang der Elbe war wunderschön. In Velke Meziria wurden wir schon erwartet. Wir wohnten dort bei den Familien unserer Freunde, trafen uns zu gemeinsamen Ausflügen in verschiedene Städte. Wir besuchten mehrere Pionierhäuser und besichtigten eine Glasfabrik. Das war sehr interessant. In den Familien wurden wir sehr umsorgt. Ich fühlte überhaupt kein Heimweh, im Gegenteil, ich fühlte mich wie zu Hause – richtig geborgen. Die gute tschechische Küche hatte es mir besonders angetan.
Zu einem Gegenbesuch haben wir unsere tschechischen Freunde im März 1986 eingeladen. Darauf freuen wir uns schon alle sehr.

Claudia Löser, 7422 Gößnitz

So feiern wir mit Freunden

Zu unserem Jolkafest am Pioniergeburtstag besuchten uns sowjetische Pioniere mit ihrer Lehrerin. Hübsch sahen sie aus in ihrer schmucken Schulkleidung. Mit Programmen auf beiden Seiten, natürlich in Russisch, wurde der Nachmittag stimmungsvoll eingeleitet. Anschließend lernten wir uns bei der Kaffeetafel in den verschiedenen Räumen näher kennen. Als dann Großväterchen Frost und Snegurotschka erschienen, Bonbons und sowjetische Souvenirs austeilten, war die Freude besonders groß. Bei lustigen Spielen und Tänzen sowie einer zünftigen Disko für die größeren Pioniere klang unser fröhliches Jolkafest aus.

Britta Butterling, Ramona Geese,
AG Junge Journalisten
Hans-Beimler-Oberschule Groß Bölkow

Junge Brandschutzhelfer in Aktion

Zum „Tag der offenen Tür" der Arbeitsgemeinschaften Junge Brandschutzhelfer im Juli dieses Jahres fanden sich 1 200 Pioniere an der POS „Ernst Thälmann" in Strausberg ein. Neben Schauvorführungen der AG-Mitglieder konnte man an zahlreichen Tafeln sein Wissen zum Thema Brandschutz testen. Unterstützt von den Kameraden Horn, Püschel, Reiche, Baum und Mader der freiwilligen Feuerwehr wurde dieser sonnige Tag für die vielen Pioniere zu einem Erlebnis.

Meinungen der Leser zum Thema „Die verschwundene Schule"

Zum Anfang wäre es bestimmt schön. Viele würden sich freuen. Aber wenn man an später denkt, daß man dann nichts weiß und dadurch keinen Beruf erlernen kann. Mir würde es nicht gefallen.

Nancy Schwarz, 12 J.

Jeden Tag zu Hause bleiben macht auch keinen Spaß. Wenn jeder jeden Tag ohne etwas zu lernen verbringt, würde es bald keine Erfindungen mehr geben.

Heike Sabuo, 12 J.

Erst einmal wäre es gar nicht so übel, wenn die Schule verschwunden wäre. Aber mit der Zeit würde es langweilig werden, wenn man immer zu Hause ist. In der Schule ist es interessant, besonders in Biologie und Physik, wenn wir Versuche machen.

Jens Jaretzki, 12 J.

Wenn man nichts dazulernt, bekommt man auch nicht den Beruf, der einem gefällt. Man kann weder unserem Land nützen noch seiner Familie. Auch mit dem Motorradfahren sieht es schlecht aus, wenn man nichts weiß. Jeder kann einen beim Einkaufen beschummeln, da man nicht in der Lage ist nachzurechnen. Auch über die Geschichte der Menschheit wüßten wir nichts, und die Erforschung des Weltalls müßte eingestellt werden. Ich glaube, wir würden uns zurückentwickeln.

Thilo Jurisch, 13 J.

Zeichnungen: Christine Klemke

WITZECKE

Der Lehrer fragt: „Wer kann den Beweis dafür liefern, daß der menschliche Körper sehr anpassungsfähig ist?"
Fritzchen antwortet: „Mein Onkel hat 20 kg zugenommen, und die Haut ist nicht geplatzt!"

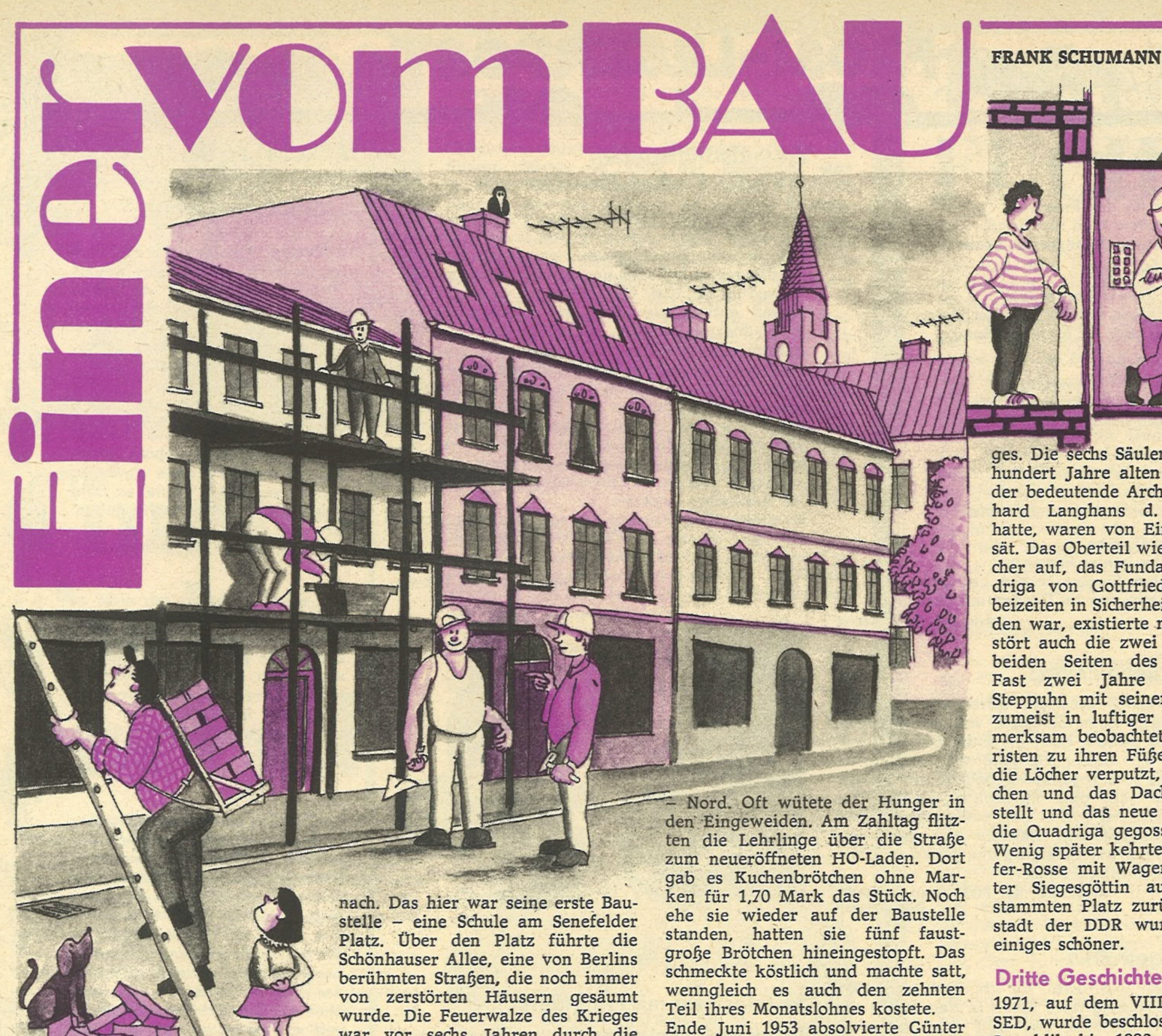
Katja Jankolow, 1127 Berlin

Kommt ein Häschen zur Tankstelle und fragt die Zapfsäule: „Bid du Roboter?" – Keine Antwort. – „Bid du Roboter?" – Wieder keine Antwort. „Mud du Finger aus dem Ohr nehmen, damit du mich verstehst."

Blanka Wulkow, 1551 Dyrotz

Einer vom BAU

FRANK SCHUMANN



Wie muß ein Maurer aussehen? Stark muß er sein, also mächtige Muskeln haben, daß die Oberarme das Hemd zu sprengen drohen, ganz klar. Ein Kreuz, fast so breit wie eine Stubentür, hat er, dahinter können sich fünf Pioniere verstekken. Mindestens fünf. Und die Haut ist wettergegerbt, schließlich werden zu jeder Jahreszeit Häuser errichtet, egal, ob es nun regnet oder die Sonne vom Himmel blinzelt.

Ich kenne einen Maurer, der schaut überhaupt nicht so aus, obwohl er länger als drei Jahrzehnte auf dem Bau arbeitet. – Günter Steppuhn zum Beispiel.

Erste Geschichte

„Pause zu Ende!" brüllte der Budenfax und schlug mit dem Hammer gegen das Stück Schiene, das an einer Schnur pendelte. Plink, plink, plink tönte das Eisen. Die Männer verließen wortlos ihre Baubude und stiegen wieder die Gerüste hinauf. Der 16jährige Lehrling Günter Steppuhn folgte ihnen nach. Das hier war seine erste Baustelle – eine Schule am Senefelder Platz. Über den Platz führte die Schönhauser Allee, eine von Berlins berühmten Straßen, die noch immer von zerstörten Häusern gesäumt wurde. Die Feuerwalze des Krieges war vor sechs Jahren durch die Hauptstadt gerollt; man schrieb das Jahr 1951. Berlin schickte sich an, aus den Ruinen aufzuerstehen, Maurer wurden überall dringend gebraucht. So hatte Günter, der Berliner Junge, diesen Beruf gewählt und beim VEB Bau eine Lehrstelle bekommen.

„Brauchst du noch was?" Der Hucker stieß ihn in die Seite. Günter nickte nur. Schlurfend zog der ungelernte Arbeiter mit den Holzpantinen an ihm vorüber. Der Hucker schleppte auf seinem kantigen Rücken mit der Kiepe Steine und Mörtel von unten herauf. Wenn man nicht beizeiten seine Wünsche anmeldete, mußte man gegen Arbeitsende das Zeug selbst hinaufbuckeln. Das kostete Kraft und Zeit und trug zudem noch ein Donnerwetter des Poliers ein, weil die Norm nicht gebracht wurde. Da war man nicht zimperlich.

Als die Schule fertig war, zog die Truppe in die Allee, die heute den Namen von Karl Marx trägt. Natürlich, zu der Zeit war davon noch nichts zu sehen. Eine Baugrube reihte sich an die andere. Tausende von Bauarbeitern hoben Stein auf Stein. Günter arbeitete am Block E – Nord. Oft wütete der Hunger in den Eingeweiden. Am Zahltag flitzten die Lehrlinge über die Straße zum neueröffneten HO-Laden. Dort gab es Kuchenbrötchen ohne Marken für 1,70 Mark das Stück. Noch ehe sie wieder auf der Baustelle standen, hatten sie fünf faustgroße Brötchen hineingestopft. Das schmeckte köstlich und machte satt, wenngleich es auch den zehnten Teil ihres Monatslohnes kostete.

Ende Juni 1953 absolvierte Günter die Facharbeiterprüfung. In einem Eckgebäude am Frankfurter Tor mauerte er den Schacht für den Fahrstuhl. Keine leichte Aufgabe, denn auf die Wasserwaage, mit der sonst geprüft wird, ob die Wand gerade ist, konnte er dabei nicht zurückgreifen. Hier wurde das Lot benutzt – eine Schnur mit einem Gewicht –, um die Exaktheit der Arbeit zu bestimmen.

Nun, in dem heutigen Haus der Freizeit fährt der Lift im Schacht noch immer hinauf und hinunter.

Zweite Geschichte

Es war Ende der 50er Jahre. Günter Steppuhn verdiente bei der Firma Bau-Schmidt KG sein Gehalt. Die Kollegen hatten ihn inzwischen zum ehrenamtlichen Vorsitzenden ihrer Betriebsgewerkschaftsleitung gewählt und Georg Grimm, sein Freund und Vorbild, ihm eine Brigade übertragen. Der erste Auftrag für das zwölfköpfige Kollektiv unter Brigadier Steppuhn lautete: Wiederherstellung des Brandenburger Tores! Fast wäre er vor lauter Ehrfurcht in den Boden gesunken.

Das Wahrzeichen Berlins trug noch die schrecklichen Narben des Krieges. Die sechs Säulen des fast zweihundert Jahre alten Bauwerks, das der bedeutende Architekt Carl Gotthard Langhans d. Ä. geschaffen hatte, waren von Einschüssen übersät. Das Oberteil wies gewaltige Löcher auf, das Fundament der Quadriga von Gottfried Schadow, die beizeiten in Sicherheit gebracht worden war, existierte nicht mehr. Zerstört auch die zwei Wachhäuser zu beiden Seiten des Triumphtores. Fast zwei Jahre wirkte Günter Steppuhn mit seiner Brigade hier, zumeist in luftiger Höhe und aufmerksam beobachtet von den Touristen zu ihren Füßen. Dann waren die Löcher verputzt, das eine Häuschen und das Dach wiederhergestellt und das neue Fundament für die Quadriga gegossen.

Wenig später kehrten die vier Kupfer-Rosse mit Wagen und geflügelter Siegesgöttin auf ihren angestammten Platz zurück. Die Hauptstadt der DDR wurde wieder um einiges schöner.

Dritte Geschichte

1971, auf dem VIII. Parteitag der SED, wurde beschlossen, in unserer Republik bis 1990 die Wohnungsfrage als soziales Problem zu lösen. Günter Steppuhn und seine Brigade – ihr Betrieb war in der Zwischenzeit staatlich geworden und hieß jetzt VEB Modernisierung – erhielt den Auftrag, 1973 mit der Neugestaltung des Berliner Arminplatzes zu beginnen. Zum ersten Male in der DDR wurde hier „komplex modernisiert", wie die Fachleute dazu sagen.

In einem ganzen Wohngebiet wurde die Elektro- und Wasserinstallation erneuert, erhielt jede Wohnung ein Bad, eine eigene Toilette und eine moderne Heizung, finstere, unfreundliche Hinterhöfe verwandelten sich in helle Spielplätze, die Häuser bekamen neue Dächer und farbige Fassaden.

*

Im Juni 1984 wechselten die Bauleute über die Schönhauser Allee hinweg in die Greifenhagener Straße. Das Bautempo ist inzwischen zügiger geworden. Das wurde auch dadurch möglich, weil viele junge Bauarbeiter im Rahmen der FDJ-Initiative Berlin in die Hauptstadt kommen und noch kommen werden.

Zeichnung: Heinz-Jürgen Altmann



Zwei Faden Wasser...

Zum 150. Geburtstag Mark Twains

Mark Twain, sein richtiger Name lautet Samuel Langhorne Clemens, wurde am 30. November 1835 in dem Städtchen Florida (Missouri) geboren. Bis zu seinem 12. Lebensjahr verbrachte er die sorglosen und ausgelassenen Kinderjahre, die er später in seinen Büchern beschrieb. Als sein Vater starb, mußte er die Schule verlassen und lernte Drucker. Später wurde er nach dem Willen des Bruders Zeitungsschreiber. Eine Zeitlang fuhr er auf dem Mississippi-Dampfer als Lotse, um Land und Leute kennenzulernen. Aus dieser Zeit stammt auch sein Pseudonym Mark Twain, was soviel heißt wie „Zwei Faden Wasser unterm Kiel – ausreichende Sicherheit für den Dampfer".

Mark Twain starb am 21. April 1910. Seine Bücherhelden aber leben. Sicher kennen viele von euch Tom Sawyer und Huckleberry Finn und deren spannende Abenteuer. Auch andere Werke des berühmten Schriftstellers wie „Leben auf dem Mississippi", „Meine Reise um die Welt", „Durch dick und dünn" oder „Tom Sawyer im Ausland" werden noch heute gern gelesen.

Repro: JW



Hände, die Steine reden machten

Was wißt ihr von Künstlern, die Bildnisse von Menschen und Tieren aus Stein meißeln können? Es gibt deren wenige, und es ist schon etwas Besonderes, einen von ihnen zu kennen. Ich habe das Glück, mit einer solchen berühmten Frau verwandt zu sein – mit Emy Roeder.

Sie wurde 1890 geboren, war die Schwester meiner Mutter und meine Lieblingstante. Ihr Vater, also mein Großvater Roeder, war ein kunstverständiger Mensch.

Schon von Kind an wollte Emy Roeder Bildhauerin oder Bildschnitzerin werden. Heute in unserem Staat sind das geachtete Menschen, aber damals wurde es als eine „brotlose Kunst" angesehen. Mein Großvater hatte volles Vertrauen zu dem Talent seiner Tochter Emy und ebnete ihr den Lebensweg, indem er sie schon als Oberschülerin – nachdem sie ihre Schulaufgaben gemacht hatte – zu einem Bildhauer in die Ausbildung gab.

Mit 20 Jahren verließ sie ihr Elternhaus und die Heimatstadt, richtete sich ein Atelier ein und wurde Schülerin des damals bekannten Bildhauers Hoetkers. Lebenslang verehrte sie ihn als ihr Vorbild. Noch aber hatte sie zu ihrem eigenen Stil in der Kunst nicht gefunden.

Diesen wichtigen Wendepunkt in ihrer Entwicklung erlebte sie in dem kleinen Dorf Fischerhude. Es liegt unweit von Worpswede, einem Ort, in dem um die Malerin Paula Modersohn-Becker eine Gemeinschaft von Kunstschaffenden entstanden war. In dieser Zeit entstanden Emys erste eindrucksvolle Mädchen- und Frauenfiguren.

Später, in Berlin 1919, überstand sie das Ende des schrecklichen ersten Weltkrieges. Sie mahnte: „Nie wieder Krieg!" Die Welt ihrer Kunst zeugte von Liebe und Mütterlichkeit, von dem Leben in Menschlichkeit und Würde. Sie wurde Mitglied der „Freien Sezession", einer Gruppe von fortschrittlichen bildenden Künstlern und später auch in der „Novembergruppe".

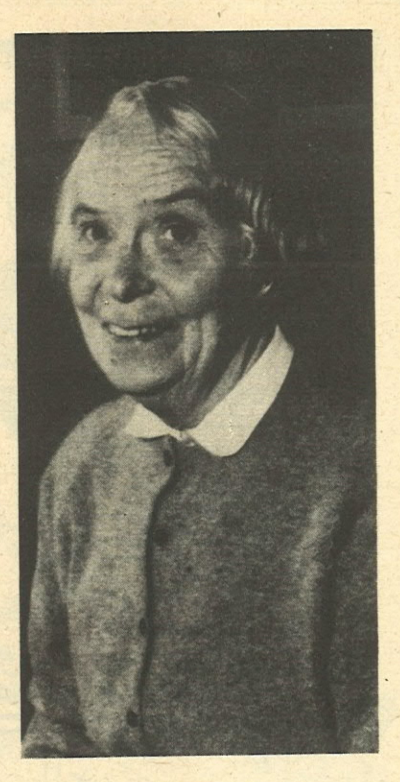
Inzwischen war sie mit ihren Arbeiten so berühmt geworden, daß ihr der Preis der Preußischen Akademie der Künste verliehen wurde. Mancher wäre in Versuchung gewesen, sich auf diesen Lorbeeren auszuruhen. Nicht so Emy Roeder. Sie sagte mir, sie habe ihr ganzes Leben lang gelernt. So auch damals. Sie ging noch einmal in die Lehre bei dem bekannten Universitätsprofessor Hugo Lederer und erlernte anschließend noch die Holzschnitzkunst.

Während der barbarischen Hitlerzeit wurde die Figur ihrer „Schwangeren" in der Ausstellung „Entartete Kunst" gezeigt. Emy Roeder durfte nicht weiterarbeiten, nicht ausstellen und nicht verkaufen. Sie mußte, um leben zu können, Nazideutschland verlassen.

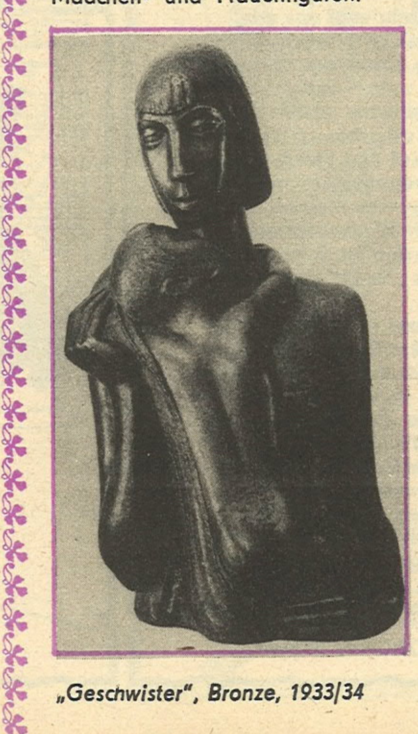
Erst vier Jahre nach dem Ende der Hitlerherrschaft wagte sie, ihren Fuß wieder auf deutschen Boden zu setzen. Nun begann die Vollendung ihres Schaffens mit den ersten Monumentalplastiken. Sie formte die Köpfe ihrer besten Freunde, der Künstler Hans Purrmann, Erich Heckel und Karl Schmidt-Rottluff. Es entstanden die große Doppelplastik der Reiher und die der beiden tunesischen Bettlerinnen, eine kleine Bronzeplastik. Das war die letzte Arbeit ihrer Hände. Als man ihr zum 80. Geburtstag eine Lobrede hielt, wehrte sie bescheiden ab mit dem Bemerken: „Oh, es sind nur zwei Prozent Talent. Alles andere ist Fleiß."

Sie starb am 7. Februar 1971.

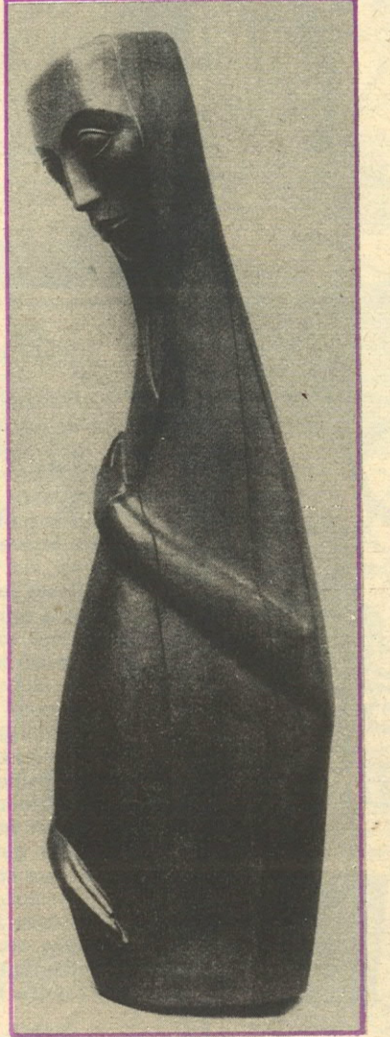
DR. KURT KAUTER



Fotos: Dr. Kurt Kauter



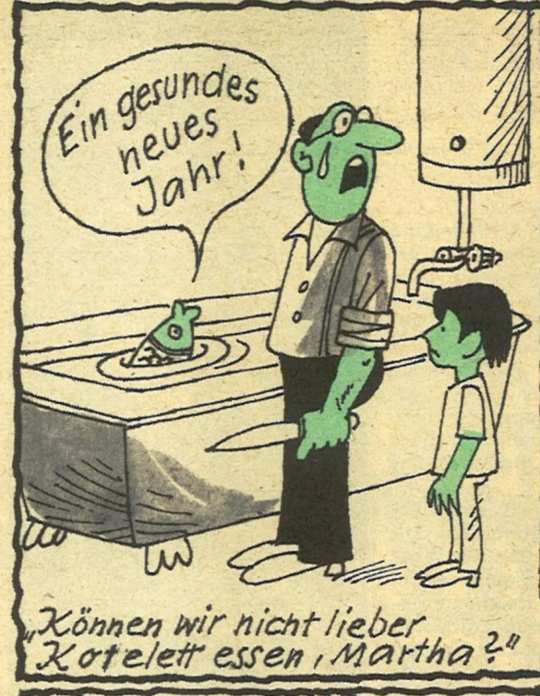
„Geschwister", Bronze, 1933/34



„Schwangere", Holz, 1920



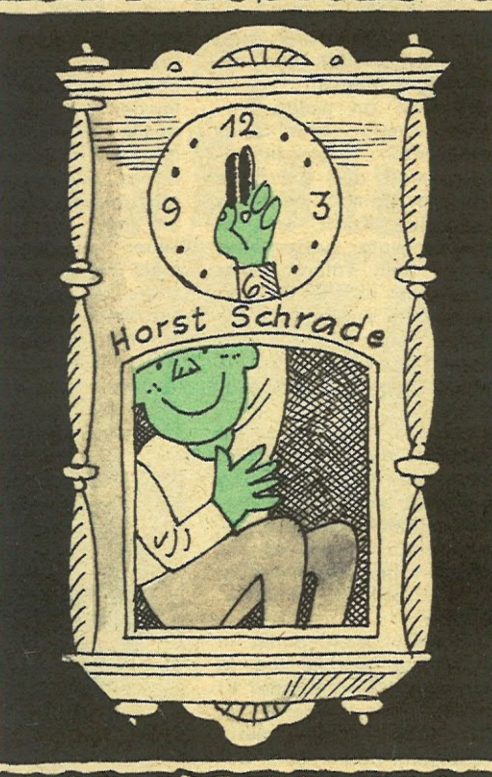
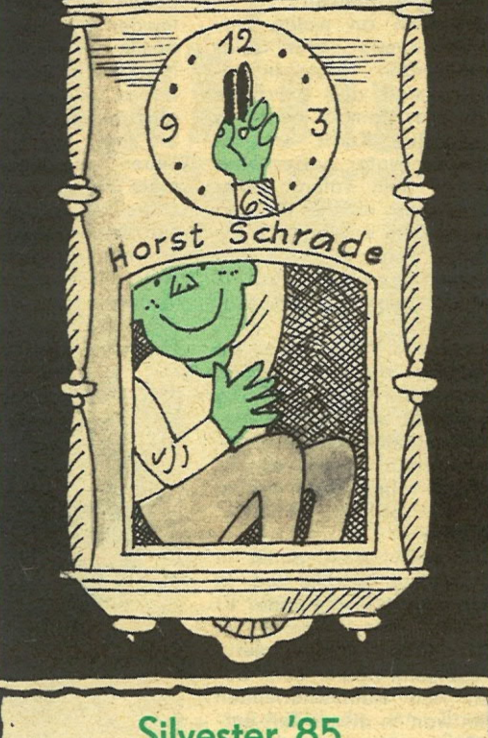
„Tunesische Bettlerinnen", Bronze, 1971











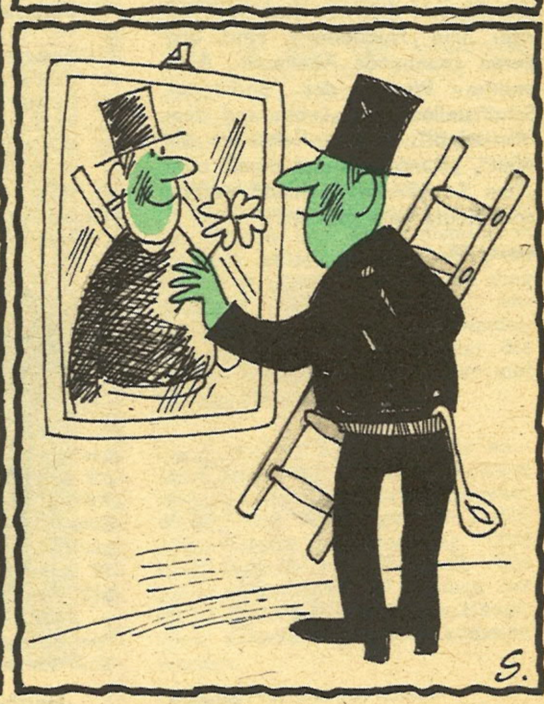


Silvester '85

Das alte Jahr sagt uns ade,
es fängt an zu „silvestern“,
und ist morgen schon der „Schnee“ –
wie man so sagt – von gestern!
Im alten Jahr, am letzten Tag,
denken wir an schöne Stunden,
wo Sonne auf den Straßen lag
und wir mit Freunden uns gefunden!
Dieses Jahr – es war uns lieb
trotz seiner Wetterkapriolen.
Was uns von ihm an Gutem blieb,
woll'n wir ins „Neue“ rüberholen!

Das neue Jahr – es sei gegrüßt
mit Böllerknall und Glocken.
Wenn Feuerwerk zum Himmel schießt,
möcht' keiner in der Stube hocken!
Zwölf Monate wird nichts verpaßt,
fröhlich woll'n wir sie gestalten,
manch guter Vorsatz ist gefaßt,
nun kommt's drauf an –
ihn auch zu halten!
Das neue Jahr, das jetzt beginnt,
wird uns ein ganzes Jahr begleiten.
Ob Mutti, Vati oder Kind –
viel Freude woll'n wir uns bereiten!

HANS-JOACHIM KÖNAU
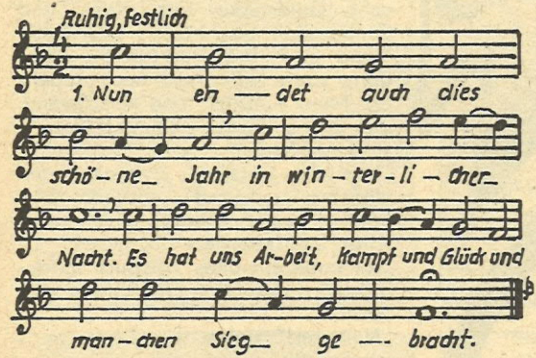


SIGNAL

Die Signal-Mannschaft des DDR-Kinderfernsehens und die „Frösi"-Redaktion wünschen allen fröhlichen Sängern viel Freude beim Singen auch 1986!

Das neue Jahr

Text und Musik: Siegfried Köhler
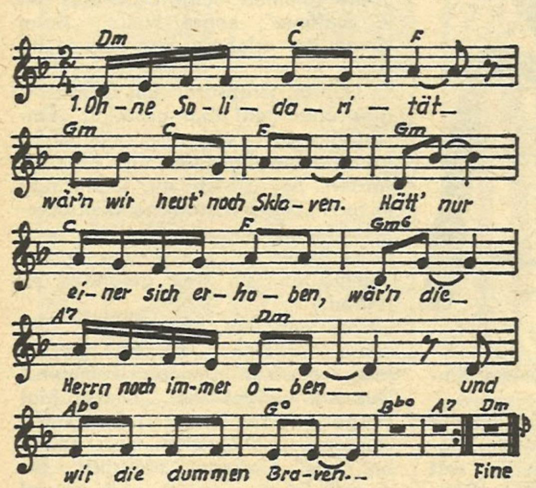


2. In unsern Händen wuchs das Jahr,
   wir bauten selbst es auf!
   Nun steht es wohlgelungen da,
   und wir sind stolz darauf.

3. Wir blicken froh ins neue Jahr,
   wir schreiten kühn voran!
   wir gehn in fester Zuversicht
   ans Werk, das neu begann.



Kleines Solidaritätslied

Text: Gerd Eggers Musik: Wolfgang Protze



2. Solidarität heißt nicht,
   Arme zu bescheren,
   daß sie Armut leichter tragen
   und nicht nach der Ursach' fragen
   und aufhör'n, sich zu wehren.

3. Solidarität fängt an
   schon im Kindergarten.
   Wer seine Schuhe schnüren kann,
   der hilft seinem Nebenmann.
   So muß keiner warten.

WINTERGÄSTE

Zeichnung: Roland Jäger

Habt ihr auch in den Sommer- und Herbstmonaten an unsere gefiederten Wintergäste gedacht? Die Pioniere der Arbeitsgemeinschaft Tierfreunde im Pionierpalast „Ernst Thälmann", Berlin, erzählten „Frösi":

„Im Sommer sammelten wir Gräser und Sonnenblumenkerne für die Vögel mit kurzem, kräftigen Schnabel, die Körnerfresser. Für die Weichfresser, die ihr an ihrem dünnen langen Schnabel erkennt, trockneten wir Wildbeeren, wie zum Beispiel Holunder, Eberesche, Liguster oder Hagebutten."

Fichtenkreuzschnabel 16,5 cm
Kernbeißer 16,5 cm
Zaunkönig 9,5 cm
Gimpel 14,5 cm
Wacholderdrossel 25,5 cm
Buchfink 15 cm
Rotkehlchen 14 cm
Amsel 25,5 cm
Stieglitz 12 cm

VOGEL-FUTTER-TIPS

- Vögel, die bei uns überwintern, können sich ohne Hilfe des Menschen ernähren. Füttert deshalb nach dem Anfüttern im November (zur Orientierung) nur bei starkem Frost oder hohem Schnee!
- Wenn ihr füttert, dann regelmäßig. Die Vögel gewöhnen sich an die Futterstelle und verlassen sich auf den Menschen. Vergeßt ihr es nur einen Tag, kann das bei strengem Winterwetter den Tod für viele Vögel bedeuten.
- Wählt die Futterstelle so, daß die Vögel freie Sicht nach allen Seiten haben und möglichst vor Katzen sicher sind.
- Haltet den Futterplatz sauber, damit sich keine Krankheiten ausbreiten können.
- Gebt den Vögeln im Winter niemals Wasser! Sie baden gern und würden durch das gefrierende Wasser im Gefieder flugunfähig werden und sterben.

GROSSVATER IM GOLDFISCHGLAS

Ohne Karlchen wäre ich nie drauf gekommen, wie langweilig Silvester ist. Ehrlich, mir hat's immer gefallen. Silvester in der Familie. Alle sitzen fröhlich zusammen, essen und trinken und machen Späße – ich fand das gut.

„Silvester in der Familie", sagte Karlchen, „ist öde und verkalkt. Alle hocken zusammen, quatschen und futtern, und wir müssen dabeisitzen und uns mopsen."

Ich hatte mich noch nie gemopst, aber Olaf sagte, das stimmt, und Heini: „Wir sollten mal ohne die Großen feiern", und Susi strahlte: „Au fein, 'ne richtige dufte Party mit Überraschungen und so."

„Genau das wollte ich vorschlagen", nickte Karlchen zufrieden. „Wir werden den alten Herrschaften mal zeigen, wie richtige Silvesterstimmung aussieht!"

„Klar, kannst du mit deinen Freunden in deinem Zimmer feiern", meinte Mutti, „wenn ihr unbedingt unter euch sein wollt."

„Von mir aus", brummte Vati, „Hauptsache, wir können trotz eurer Musik noch die Zeitansage hören."

Olaf kam natürlich wieder viel zu früh. Er half Großvater die Kaninchen füttern und kostete Muttis Kartoffelsalat.

„Du wolltest doch für unsere eigene Verpflegung sorgen", tadelte ihn Karlchen. „Hast du oder nicht?"

„Klar", sagte Olaf verlegen, „ganze Tasche voll."

„Liebe Freunde!" Karlchen stellte mit geheimnisvoller Miene einen geheimnisvollen Beutel auf den Tisch. „Jetzt geht's los! Jetzt startet unsere Supersilvesterparty, jetzt kommt Stimmung in den Laden! Hier die erste Überraschung!"

„Och, 'ne Kassette", sagt Susi enttäuscht.

„Das sind die brandneuen Titel von ‚Prellbock' und ‚Keks extra dry'." Karlchen schob gekränkt die Kassette in den Recorder. „Kannst ja nach nebenan gehen und dir Oldies anhören!"

„Na, das ist aber eine Überraschung!" Das war Vatis Stimme.

Ich hätte ja zu gern gewußt, wer da welche Überraschung mitgebracht hatte. Mutti rief: „Oh, die schönen Blumen!" Großvater forderte auf: „Immer rein in die gute Stube!" Und dann redeten und lachten eine Menge Leute zugleich und durcheinander. „Na, hört ihr das?" Karlchen zeigte mit verächtlichem Lächeln nach nebenan. „Jedes Jahr dasselbe! Was bin ich froh, daß wir hier für uns sind!"

Wir sagten, daß wir auch sehr froh sind, endlich mal ohne Eltern. Olaf rief: „Und nun gibt's was zu essen!" und schüttete zwei Packungen Kekse – eigentlich waren es nur Krümel – auf einen Teller. Nun packte auch Susi ihren Silvesterüberraschungsbeitrag aus. Drei Brausen und vier Cola.

Wir wollten gerade zulangen, da klopfte es. „Ich bitte um Entschuldigung", schmunzelte Großvater, „ich weiß, ihr wollt ungestört sein, aber Brötchen stören nicht sehr, denke ich. Guten Appetit!" Er stellte eine große Platte mit Muttis phantastischen Silvesterbrötchen auf den Tisch und ging.

Karlchen räusperte sich. „Wir wollten ja eigentlich nur mit eigenen Mitteln feiern..." Sein Blick ging zwischen Olafs Keksbruch und den Eier-, Salami-, vier Sorten Käse-, Sardellen- und anderen Brötchen hin und her. „Andererseits soll man Lebensmittel nicht verderben lassen!"

Heini wischte sich die letzten Krümel vom Mund. „Das war eine unheimlich starke Platte", grinste er.

„Absoluter Superhit", sagte Susi. „Und nun", sie gähnte, „amüsieren wir uns wieder bei Karlchens Einschlafkassetten."

„Wartet doch erst mal ab", wehrte sich Karlchen, „meine absoluten Totalsilvesterknüller kommen ja erst noch!" Er holte ein paar bunte Röllchen aus seiner Tasche.

„Knallbonbons!" stöhnte Susi, „für die lieben Kleinen!"

„Aber keine gewöhnlichen", sagte Karlchen, „nichts mit Sprüchen drin wie ‚Mein Schatz, du bist 'ne Wucht' oder ‚Alle Tage ist kein Sonntag'. Los, zieh mal!"

Susi zog. Es knallte ein bißchen im Bonbon. Ein Zettel fiel heraus. Susi las vor: „Wie groß ist die Winkelsumme im ungleichschenkligen Parallelogramm?" Sie sah Karlchen an. Mit so einem Blick, der alles sagt, was der denkt, der so guckt. „Ich dachte", stotterte Karlchen, „mal was anderes – ich habe auch noch einen Schachcomputer mit!"

Es klopfte. „Entschuldigung", sagte Großvater, „darf ich mich einen Moment setzen? Bei euch ist es so schön ruhig. Hier kann ich schnell noch mal meine Tricks probieren."

Wer meinen Großvater kennt, weiß ja, was der mit Spielkarten und Münzen zaubern kann. Er zog Susi acht Geldstücke aus Nase und Ohren, ließ das Pik As aus Olafs Hand in Heinis Hosentasche wandern, sagte: „Ich muß nach nebenan. Mein Auftritt!" und verschwand.

„Ist ja 'ne Wucht, dein Vatervater", staunte Heini.

„Und nun setzt du den absoluten Höhepunkt darauf", lächelte Susi ironisch, „und zündest dein komisches Tischfeuerwerk an, nicht?"

„Ich habe ein altes Witzbuch mitgebracht", sagte Olaf, „ich könnte vielleicht..."

„Neiiinnn!" riefen wir. Dann war's wieder still.

Es klopfte. Großvater. Er hatte sich einen Weihnachtsmannbart umgehängt und eine rote Mütze aufgesetzt. „Entschuldigung", brummte er mit Nikolausstimme, „ich dachte, hier wird Weihnachten gefeiert. Weil es so still ist. Nebenan ist Silvester, wie man hören kann."

Unsere Eltern und Olafs Eltern und Schmitts waren riesig in Stimmung und sangen „Unser Oma ihr klein Häuschen" und „Gehn wir mal rüber". Frau Schmitt rief: „Und nun machen wir Pfänderspiele!"

„Pfänderspiele!" sagte Karlchen achselzuckend.

„Kleinkinderbelustigung!"

„Schlag doch was Besseres vor!" empfahl ihm Susi.

„Bald kommen meine Leute aus der 9. Sinfonie", sagte Heini, „dann könnt ihr erleben, was Stimmung ist!"

Es klopfte. Großvater. Ein Goldfischglas über den Kopf gestülpt. „Entschuldigung", sagte er mit Weltraumstimme. Er mußte drei Minuten warten. So lachten wir. Dann fuhr er fort: „Die silvesterliche Weltraumkommission sucht noch ein paar dufte Typen für irre lustige Spiele. Nehme an, sie hier gefunden zu haben."

„Wäre unhöflich, abzulehnen", flüsterte Karlchen. „Schade, gerade jetzt, wo wir in Stimmung kommen."

Das war voriges Jahr. „Dieses Mal kriegen wir das besser in den Griff", versprach uns Karlchen. „Wir feiern bei uns. Getrennt natürlich. Bis dann!" Er ging, kehrte noch einmal um. „Übrigens, schönen Gruß von meinen Eltern. Dein Großvater ist natürlich auch eingeladen." Er machte ein paar Schritte, kam noch einmal zurück und sagte: „Er kann ja das Goldfischglas mitbringen."

HANS-JOACHIM RIEGENRING

Zeichnung: Christine Klemke

EMMY

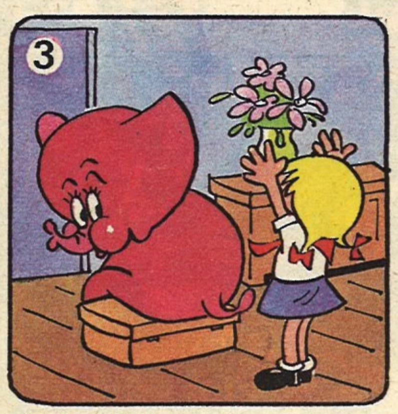
VON HORST ALISCH

EMMY

VON HORST ALISCH

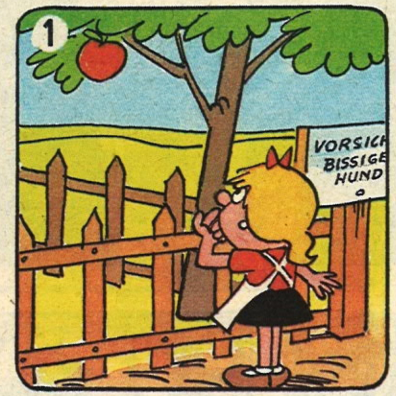




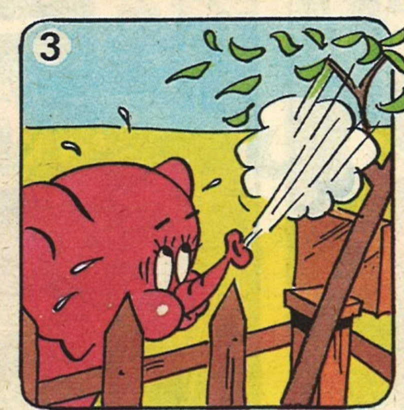


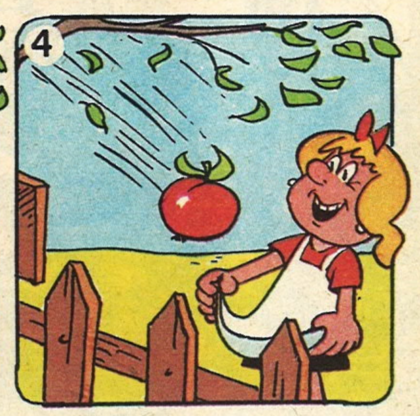


Drucksache





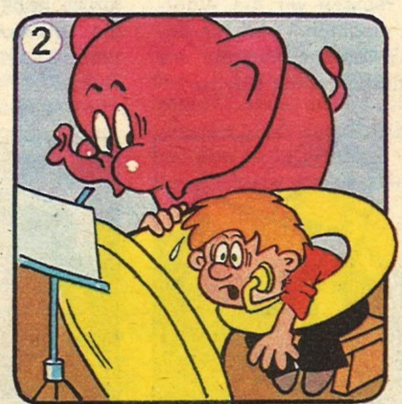


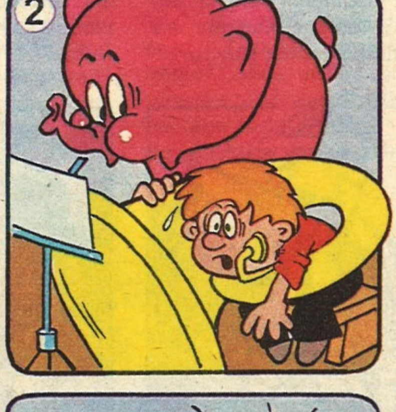


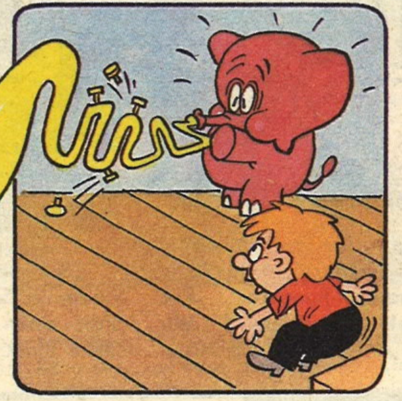
Erntezeit

Blasmusik



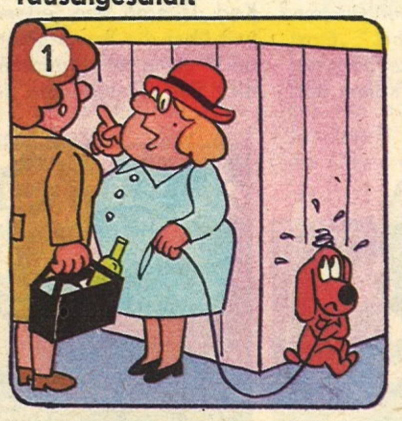


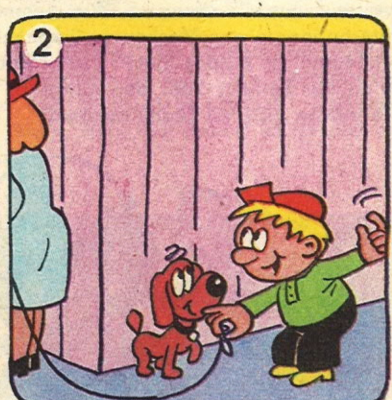


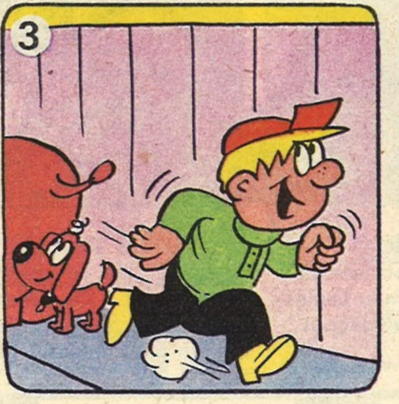


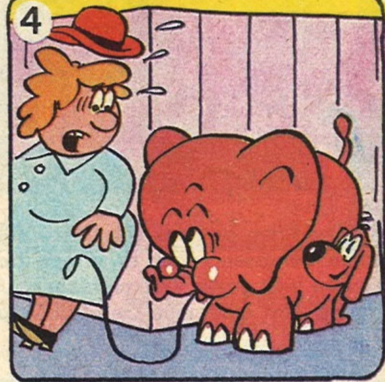


Tauschgeschäft







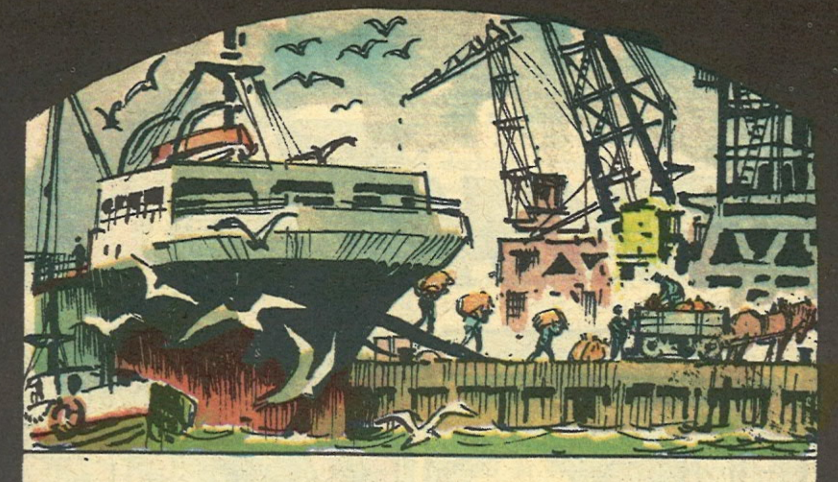


An Teddys Seite

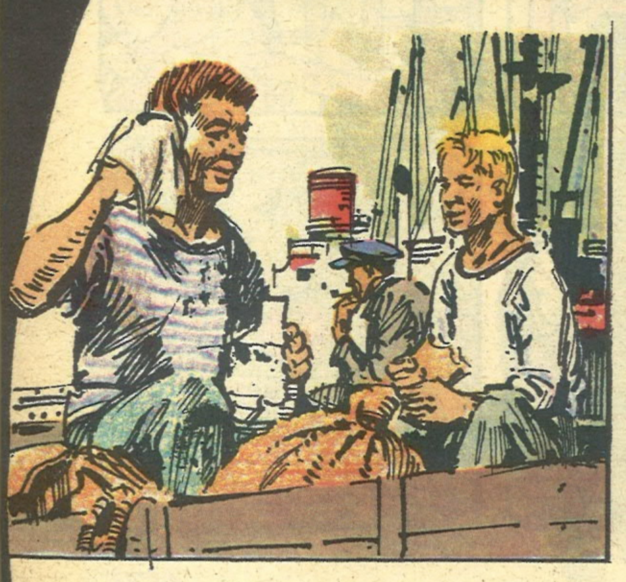
Der Weg zu Thälmann

6. Folge

Text:
Prof. Dr. Jürgen Polzin
Zeichnungen:
Günter Hain



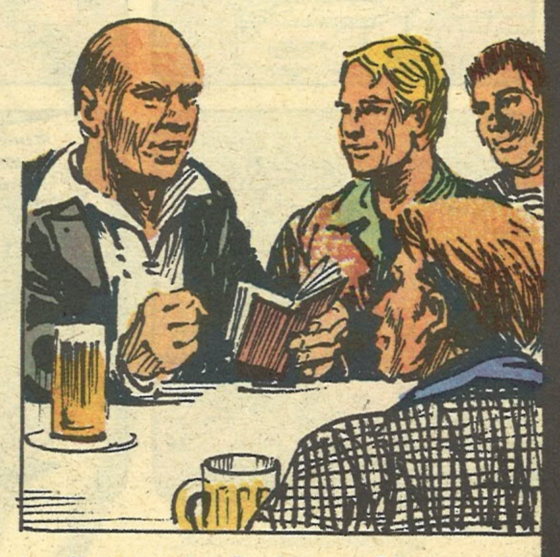
1. Im Frühsommer 1921 gelangte Karl Kleinrab auf abenteuerlichen Wegen nach Hamburg. Hier fand er Anschluß an die revolutionären Hafenarbeiter. Sie halfen ihm, eine Arbeit als Schauermann zu finden.



2. „Warum freust du dich so, Hein?" „Teddy ist gestern vom III. Kongreß der Kommunistischen Internationale aus Moskau zurückgekehrt." „Ernst Thälmann ist wieder hier?" „Ja! Heute berichtet er in der Leitung über den Kongreß. Komm mit, ich mache dich mit Teddy bekannt!"



3. „Freut mich, dich kennenzulernen, Genosse Karl. Überall und jedem müssen wir die Wahrheit über die Sowjetunion erzählen." „Ich bin dabei!" „Und wir brauchen erfahrene Kämpfer wie dich. Die revolutionäre Situation spitzt sich zu."



4. „Soviel zu den Beschlüssen, Genossen. Natürlich haben wir uns auch im Land umgesehen, die Lokomotivwerke in Kolomna und einen Textilbetrieb in Moskau besucht." „Wie steht's dort, Teddy?"



5. „Der Krieg hat das Land verwüstet. Die russischen Genossen haben es schwer. Trotzdem gibt es schon jetzt große Veränderungen. Unter Lenins Führung wird eine neue Gesellschaft aufgebaut."

6. „Mit der Ernte soll es nicht gut stehen in Rußland?" „Ja, so ist es. Eine Dürre hat das Land heimgesucht. Die Menschen hungern." „Die Reaktionäre in aller Welt triumphieren." „Wir werden die Internationale Arbeiterhilfe organisieren!"



7. „Spenden Sie für die hungernden Frauen und Kinder in Sowjetrußland, mein Herr!" „Für die nicht einen Pfennig!" „Hier, Genossen, meine letzte Mark. Sowjetrußland muß leben!"





8. „Hier, Teddy, 240 000 Mark haben wir im Bezirk Wasserkante gesammelt." „Gut gemacht, Genossen. Dafür kaufen wir Getreide für unsere russischen Klassenbrüder. Die internationale Solidarität macht das Proletariat unbesiegbar!"

9. Herbst 1923. Die Geldentwertung in Deutschland treibt ihrem Höhepunkt zu. Die hungrigen Menschen wehren sich gegen den Wucher im Handel. Geld gibt es zwar in großen Papierbergen, jedoch kann dafür nichts gekauft werden. Die Preise steigen ins Unermeßliche.







10. „Die Reichswehr hat in Sachsen und Thüringen die linken Regierungen aufgelöst!" „Auf zum Kampf!" „Genossen, keine Unbesonnenheit! Unsere Kampftrupps müssen die Polizei zunächst entwaffnen." „Genosse Hein, der Befehl gilt uns!"

11. „Wer gibt Ihnen das Recht, hier einzudringen?" „Das Hamburger Proletariat, Herr Revierleiter." „Was wollen Sie?" „Brot für die Hungernden und demokratische Rechte!" „Das wird Sie den Kopf kosten!" „Wir fürchten uns nicht, das Recht ist auf unserer Seite."

12. „Sieh nur, Teddy, die Schupos verschwinden!" „Das verdanken wir Karl. Sein Kampftrupp hat sich auf den Dächern verschanzt." „Ist das der Sieg?" „Nein, Hein, die Polizei ist absolut in der Übermacht."





13. „Genossen! Zwei Tage lang haben wir mutig den überlegenen Gegner abgewehrt. Aber wir stehen auf verlorenem Posten. Deshalb müssen wir den Kampf abbrechen und uns geordnet zurückziehen!" „Wir können doch den Feinden nicht einfach ausweichen!" „Nur derjenige wird siegen, der mit Vernunft handelt. Wir müssen unsere Kräfte neu sammeln."

14. „Unsere Kämpfer haben sich zurückgezogen. Die Polizei fahndet nach den Führern des Aufstandes. Wir gehen in die Illegalität. Du, Karl, wirst in Halle erwartet!" „In Ordnung, Genosse Thälmann!"

Fortsetzung folgt

FÜR DEN FALL EINES FALLES: VERSICHERUNG

Man soll ja „den Teufel nicht an die Wand malen", aber schließlich passieren tagtäglich so viele Dinge im Leben. Unvorhergesehen. Erfreuliche und unerfreuliche. Auch Schadenfälle. Genau hier befindet sich das Feld, auf dem Versicherung wirksam werden kann. Eigentlich gibt es kaum einen Bereich, in dem sie das nicht kann. Vorausgesetzt nur, der Gegenstand der Versicherung ist in Geld meßbar und – man hat eine Versicherung abgeschlossen und seinen Beitrag – ebenfalls in Form von Geld – dafür bezahlt.
Wenn auch im Schadenfall der einzelne Bürger von der Versicherung Ersatz in Form von Geld erhält, so muß für die Wiederherstellung z. B. durch Brand beschädigter oder vernichteter Sachwerte die Gesellschaft zusätzliche Arbeitsleistungen erbringen. Deshalb ist es am besten, alles zu tun, damit es erst gar nicht zu Schadenfällen kommt.
Macht ihr mit uns einen kleinen Ausflug? Wir wollen uns das eben Gesagte einmal an Ort und Stelle ansehen. Wir laden euch ein zu einer Reise nach

PUTZIG KREIS PATZIG

Kennt ihr diesen Ort? Er liegt direkt zwischen Schlenzhagen und Mummelsdorf, kurz vor Kneifenshausen im Kitzeltal. Ihr habt noch nichts davon gehört? Dann wird es aber höchste Zeit, daß wir euch die Putziger vorstellen.
Herr Schnaltzer war mit seinem neuen Trabant im Nachbarort. Den Weg dorthin und zurück kennt er wie seine Westentasche, denn er fährt jeden Tag in den Nachbarort. Herr Schnaltzer arbeitet dort nämlich als Ofensetzer. Und weil er den Weg wie seine Westentasche kennt, weiß er auch, daß im Wald des öfteren Wild über die Fahrbahn wechselt. Deshalb fährt Herr Schnaltzer immer ganz vorsichtig – aber heute ist es dennoch passiert: Das Wildschwein ist ihm genau vor's Auto gesprungen! Herr Schnaltzer hat gebremst – aber zu spät. Und während er mit dem verbeulten Trabbi nun im Wald stehen bleibt, – schärft das Wildschwein die Socken und verschwindet wie ein geölter Blitz im Dickicht.
Beulen gab es auch an der Kreuzung. Ralf Dösig hat dem Trabant die Vorfahrt nicht gewährt. Nun hat er den Salat. Wer weiß, wo er wieder mit seinen Gedanken war. Bestimmt bei seiner Freundin Elvira, die er nämlich besuchen wollte. Aber Elvira wird noch eine Weile auf ihren Ralf warten müssen, denn jetzt beschäftigt sich erst einmal die Verkehrspolizei mit ihm. Und Familie Hurtig ist entsprechend sauer. Ihren Schaden trägt zwar eine Pflichtversicherung, die für alle Kraftfahrzeughalter besteht, aber am kommenden Wochenende wollten sie ihre Tochter in der Kreisstadt besuchen – natürlich mit Auto. Familie Hurtig hatte es extra blitzeblank geputzt. Aber nun muß der Wagen erst einmal in die Werkstatt.
Pech hatte heute auch Herr Nörglich. Endlich waren seine Äpfel reif geworden und leuchteten rot und gelb vom Baum. Herr Nörglich holte also die Leiter und seinen Apfelkorb und begann mit der Ernte. Aber da er es kaum erwarten konnte, die knackigen Äpfel vom Baum zu holen, gab er sich mit dem Aufstellen der Leiter nur wenig Mühe. Und dann passierte es. Die Leiter versackte im Boden, und Herr Nörglich purzelte von oben herunter. Jetzt liegt er im Garten, und der rechte Arm tut ihm fürchterlich weh! Vielleicht wurde Herr Nörglich bei der Apfelernte auch abgelenkt. Denn genau in dem Moment, als er sich zu einem knallroten Apfel nach vorn beugte, kam hinter ihm auf der Straße mit Tatü Tata die Feuerwehr angebraust. Herr Nörglich drehte sich um, und genau in diesem Moment rutschte die Leiter weg!
Die Feuerwehrleute hatten dafür allerdings keinen Blick. Sie fuhren ihre Leiter aus und sausten mit dem Schlauch in die 4. Etage. Dort galt es, einen Wohnungsbrand zu löschen. Zum Glück hielt sich der Schaden in Grenzen, aber Gardinen, Auslegeware und Schrankwand haben sich doch teilweise in Rauch aufgelöst. Jetzt wird die Brandursache ermittelt!
Mirko und Anja haben vor einem halben Jahr geheiratet. Und weil ihre Eltern durch den Abschluß einer Versicherung vorge-



sorgt hatten, als die beiden noch klein waren, haben sie jetzt gut lachen! Der Kauf der neuen schicken Wohnungseinrichtung ist ihnen nicht schwergefallen. Vom Balkon aus zeigt Mirko stolz auf die Möbel, und er und seine junge Frau wissen, welche Versicherung sie in sechs Monaten abschließen werden – dann nämlich kommt Nachwuchs.

Auch das Ehepaar Kluge strahlt über das ganze Gesicht. Sie haben viele Jahre lang ihre Versicherungsbeiträge entrichtet und so zusätzlich Geld gespart. Das bekommen sie nun, nach Ablauf der Versicherung, ausgezahlt. Und sie haben sich auch schon überlegt, was sie mit dem Geld tun wollen. Aber darüber sprechen sie noch nicht.

Einige Putziger Bewohner kennt ihr jetzt, und bestimmt habt ihr gemerkt, daß es Menschen sind, wie ihr sie in jeder Stadt und in jedem Dorf unseres Landes antreffen könnt. Sie haben ihre Stärken und Schwächen, sie erleben Erfreuliches und Unerfreuliches, und – sie sind, so wie die meisten Bürger in unserer Republik – versichert! Also spielt die Versicherung auch in Putzig, Kreis Patzig, eine große Rolle, z. B. weil sie bei Schäden eintritt, aber auch wenn sie dazu beiträgt, Wünsche zu erfüllen.

Nun zu unserer Preisfrage: Aus dem großen Angebot der Staatlichen Versicherung der DDR haben wir sechs Versicherungsformen ausgewählt, die ihr hier auf dieser Seite findet. Schreibt zu jeder Versicherung die Bildnummer, die dazu paßt – oder: Welche Versicherung tritt in welcher Situation in Kraft? Alles klar? Auf dem Heftumschlag findet ihr eine Postkarte. Schneidet sie aus und übertragt eure Lösung. Schickt dann die Karte an die vorgedruckte Adresse. Einsendeschluß ist der 31. Januar 1986. Wir wünschen euch viel Spaß beim Knobeln!

Eure Staatliche Versicherung der DDR



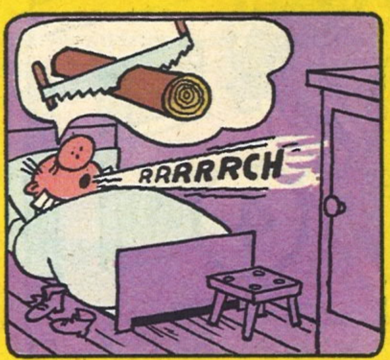
a) **Kraftfahr-Haftpflicht-Versicherung**
b) **Haushaltversicherung**
c) **Lebensversicherung**
d) **Lebensversicherung für Kinder**
e) **Kaskoversicherung**
f) **Unfallversicherung**

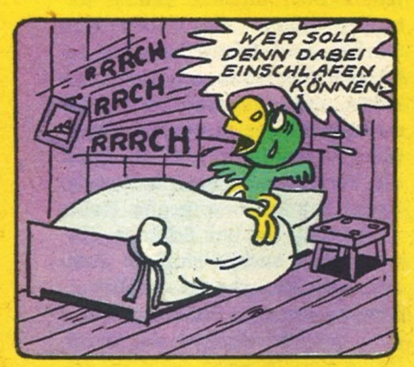
Fachberatung: Heinz Schiwek
Zeichnungen: Horst Alisch

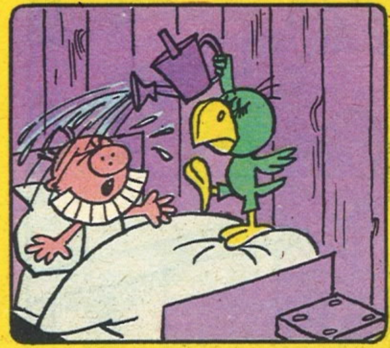












FRÖSI-SPASS

Geträumt ist gut. Nicht mal zum Einschlafen ist er gekommen, der arme Papagei. Aber das wird er dem Käpt'n natürlich nicht auf die Nase binden. Tja, was also hat Koko geträumt? Laßt euch eine lustige Antwort einfallen und schreibt sie auf eine Postkarte. Schickt alles zusammen bis 30. Januar 1986 an Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37, Kennwort: „Frösi"-Spaß.

Zeichnungen: Horst Alisch



FRÖSI-FOTO



Hier die Zutaten! Übrigens: Alle Tips gelten auch für die Silvesterfeier!



Bierdeckeltanz. Der Bierdeckel darf nicht mit den Händen berührt werden, aber flott tanzen, bitte.

FASCHINGS-FEIER



Wettepusten. Welcher Luftballon platzt als erster? Oder: Vorbereitung zum Luftballontanz!

Faschingshochzeit. Natürlich mit Urkunde, Eheringen und Kuß.



Lutscherschnappen. Lutscher sind angebunden und müssen mit dem Mund abgezogen werden.

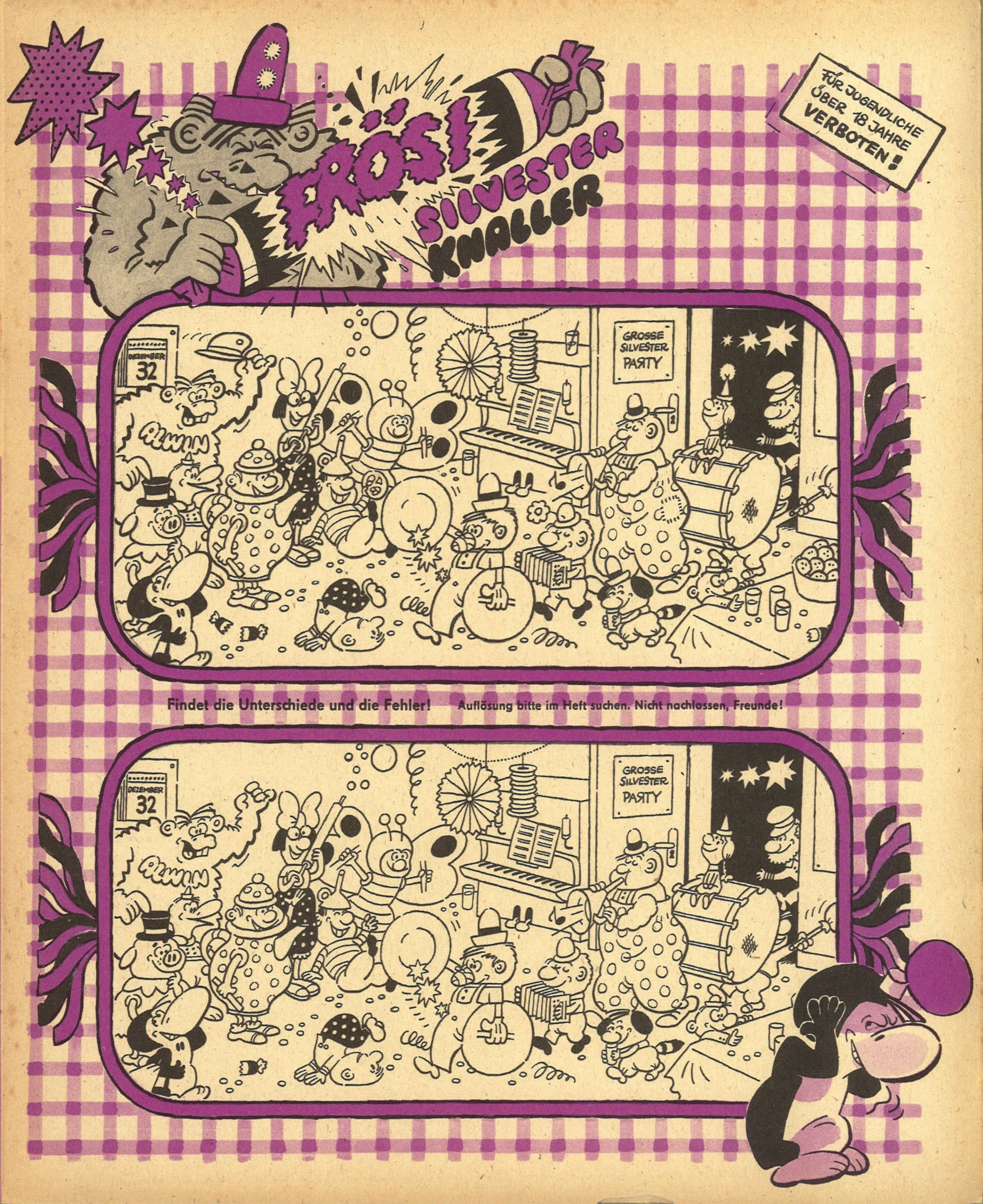


Schaufrisieren. Wer macht wem die lustigste Frisur? Schnelligkeit und Ideen sind gefragt.

Für euch feierten und fotografierten die Mitglieder des Fotozirkels im Pionierpalast „Ernst Thälmann".



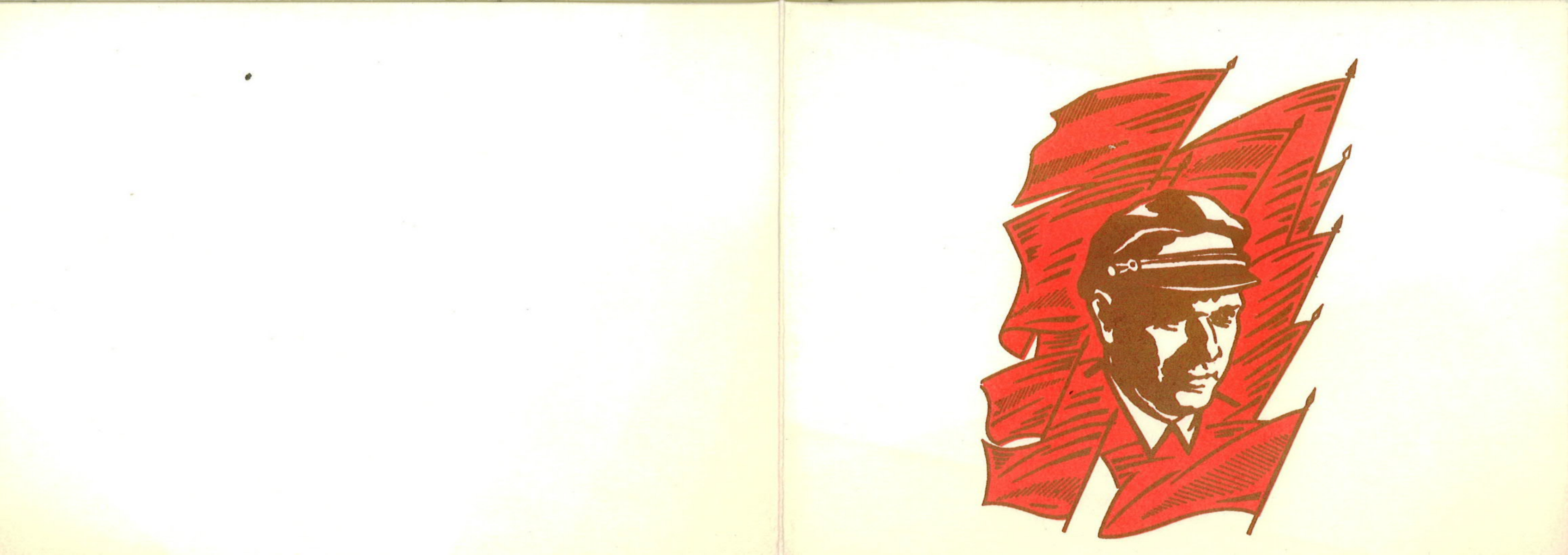
Pioniermagazin „Fröhlich sein und singen". Ausgezeichnet mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Silber, der Artur-Becker-Medaille in Gold, der Medaille der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" in Gold, der Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold und der Medaille der Pionierorganisation des SSM in Gold. – Chefredakteur: Dipl.-Päd. Wilfried Weidner, stellv. Chefredakteur: Dipl.-Gewi. Walter Stohr, Redaktionssekretär: Dipl.-Gewi. Christine Meier, Gestalter: Vera Kruse, Chefreporter: Ralf Kegel, Redakteure: Ulla Brocke, Renate Bredereck, Frank Frenzel, Manfred Heilmann, Marita Kloss, Annegret Kobow, Lotti Simon, Annette Schlegel, Annerose Zehmisch, Sekretariat: Helga Wulff. – Redaktionskollegium: Hans-Joachim Graf, Dr. Klaus Herde, Prof. Dr. Jürgen Polzin, Dr. Christine Lost, Dipl.-Päd. Dieter Wilkendorf, Friedrich Kühne, Fred Petzold, Richard Hambach, Günter Dorst, Prof. Dr. Gerhard Misgeld, Dipl.-Gewi. Elisabeth Richter, Margit Mahlke, Doris Weißflog, Prof. Dr. Reinhard Mocek, Dipl.-Päd. Reinhold Skottky, Klaus Rebelsky, Günther Feustel, Hans-Joachim Riegenring, Hansgeorg Meyer, Dr. Gisela Wessely, Ehm Kurzweg, Dipl.-Päd. Gerhard Kirner, Dr. Käthe Sima-Niederkirchner, Dieter Merzdorf, Dieter Schönherr. – Wissenschaftlich-technischer Beirat: Horst Alisch, Ing. Karl Bartusch, Dipl.-Ök. Harald Drasdo, Ing.-Ök. Heinz Görner, O.-Ing. Gunter Giersch, Ing. Jochen Dietzmann, Ing.-Ök. Manfred Kutschick, Dipl.-Ing. Erich Schulz, Dr. Peter Lobitz, Dipl.-Ing. Hans Mauersberger, Dipl.-Ök. Gerhard Meinke, Albrecht Camphausen, Ing.-Ök. Werner Ondracek, Gerhard Tscharnke, Ing. Klaus Barthel, Dr.-Ing. Harry Förster, Rolf Philipp, Ing. Brigitte Barth, Regina Brauns, Otto Weber. Sitz der Redaktion „Fröhlich sein und singen" im Verlag Junge Welt, 1080 Berlin, Mauerstraße 39/40. Postanschrift: „Frösi", 1026 Berlin, PSF 43. Fernruf 2 23 30. Herausgegeben vom Zentralrat der Freien Deutschen Jugend über Verlag Junge Welt. Verlagsdirektor: Manfred Rucht. Die Zeitschrift erscheint monatlich. Abonnementpreis: 0,70 M. Bezugszeitraum monatlich. Art.-Nr. 500 501. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. – Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden, 8010 Dresden, Julian-Grimau-Allee.
Redaktionsschluß: Juli 1985

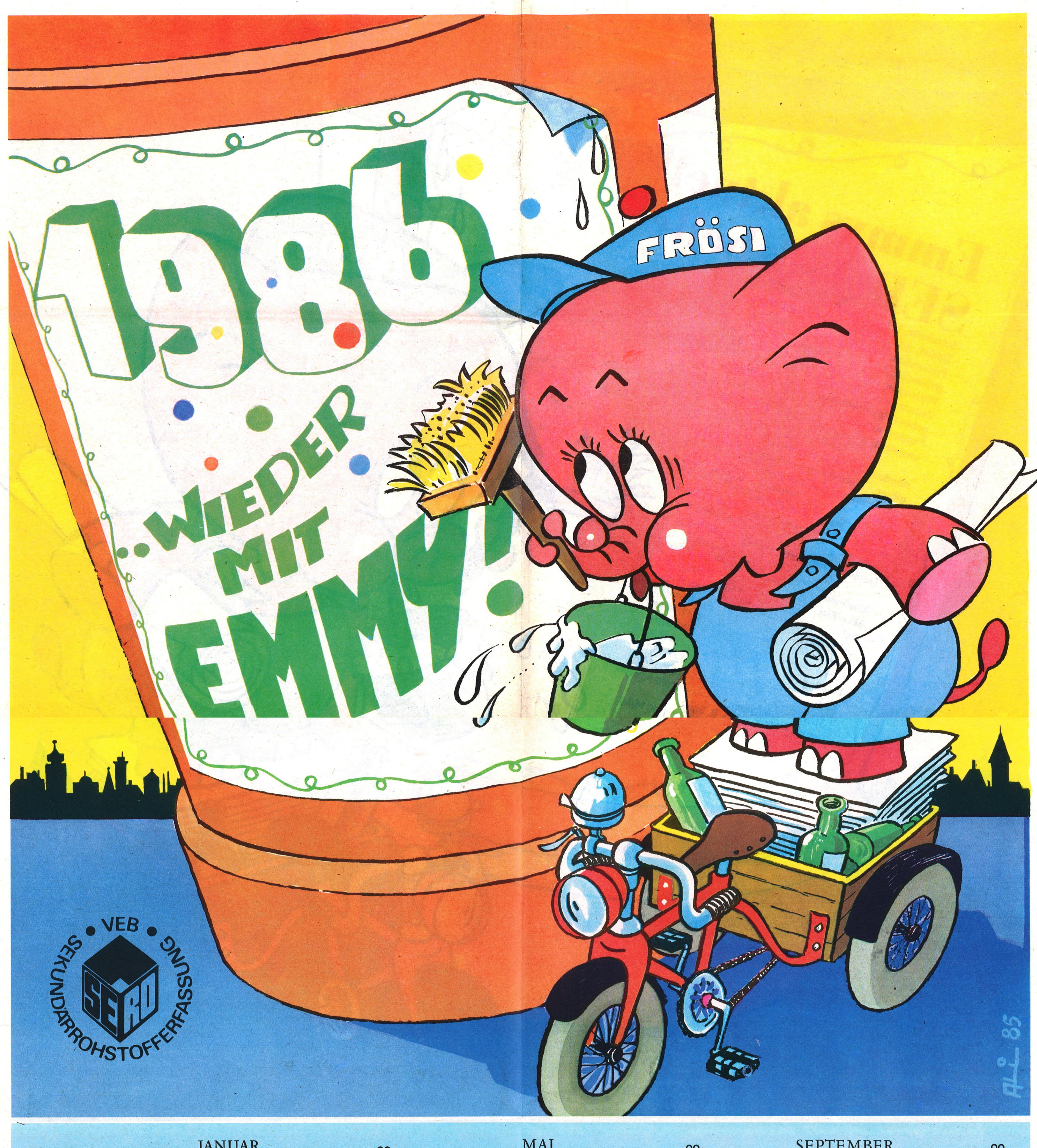


Findet die Unterschiede und die Fehler!

Auflösung bitte im Heft suchen. Nicht nachlassen, Freunde!


FRÖSI
WEIHNACHTS-
SPIEL-SPASS
MEDIZIN
HONIG
OTTO
OTTO
UND
ALWIN





1986 FRÖSI

JANUAR

MO	DI	MI	DO	FR	SA	SO	MO	DI	MI	DO	FR	SA	SO
		1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26
27	28	29	30	31									

FEBRUAR

MO	DI	MI	DO	FR	SA	SO	MO	DI	MI	DO	FR	SA	SO
					1	2	3	4	5	6	7	8	9
10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23
24	25	26	27	28									

MÄRZ

MO	DI	MI	DO	FR	SA	SO	MO	DI	MI	DO	FR	SA	SO
					1	2	3	4	5	6	7	8	9
10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23
24	25	26	27	28	29	30	31						

APRIL

MO	DI	MI	DO	FR	SA	SO	MO	DI	MI	DO	FR	SA	SO
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13
14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27
28	29	30											

MAI

MO	DI	MI	DO	FR	SA	SO	MO	DI	MI	DO	FR	SA	SO
			1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25
26	27	28	29	30	31								

JUNI

MO	DI	MI	DO	FR	SA	SO	MO	DI	MI	DO	FR	SA	SO
						1	2	3	4	5	6	7	8
9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22
23	24	25	26	27	28	29	30						

JULI

MO	DI	MI	DO	FR	SA	SO	MO	DI	MI	DO	FR	SA	SO
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13
14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27
28	29	30	31										

AUGUST

MO	DI	MI	DO	FR	SA	SO	MO	DI	MI	DO	FR	SA	SO
				1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24
25	26	27	28	29	30	31							

SEPTEMBER

MO	DI	MI	DO	FR	SA	SO	MO	DI	MI	DO	FR	SA	SO
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14
15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28
29	30												

OKTOBER

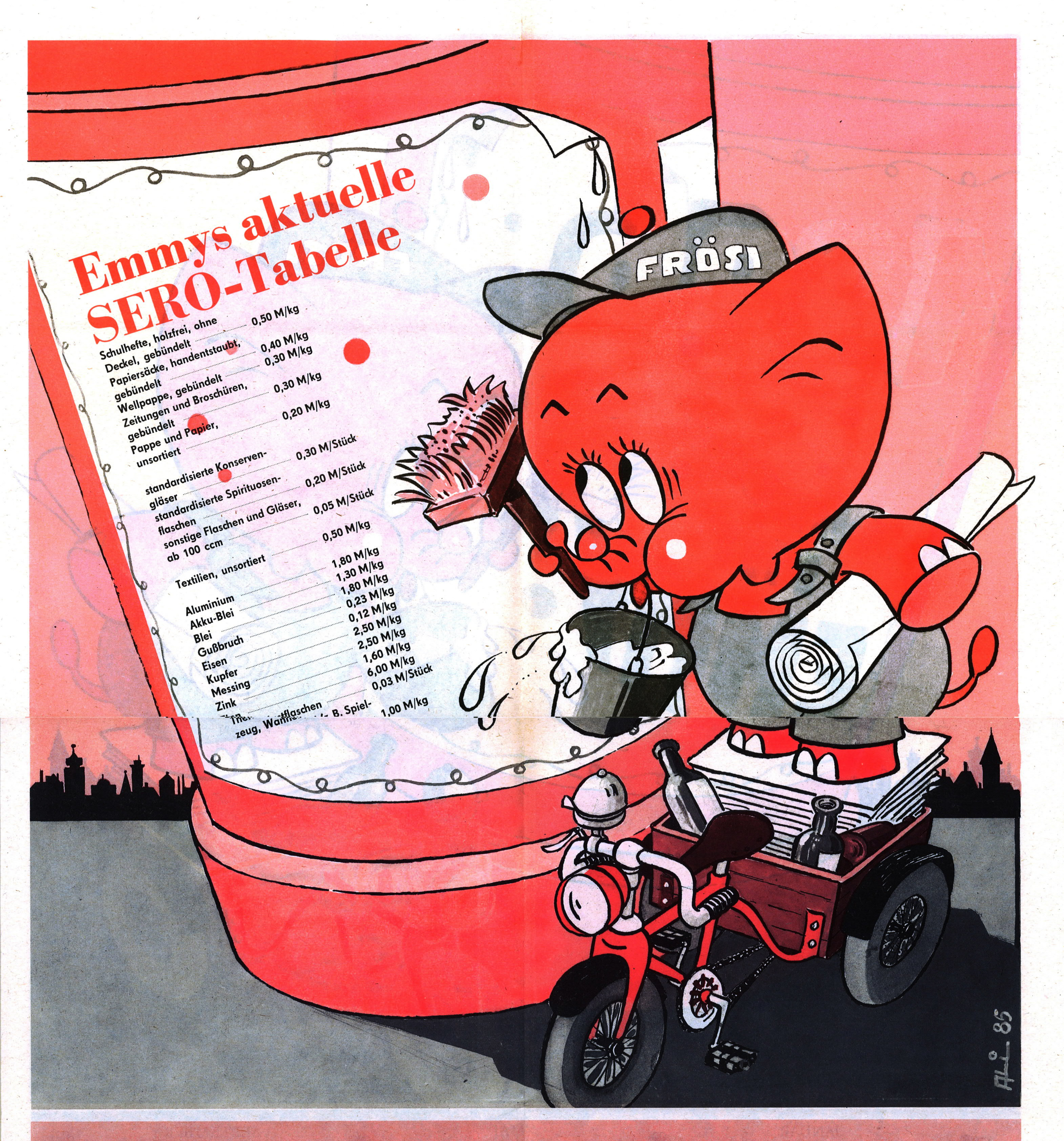
MO	DI	MI	DO	FR	SA	SO	MO	DI	MI	DO	FR	SA	SO
		1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26
27	28	29	30	31									

NOVEMBER

MO	DI	MI	DO	FR	SA	SO	MO	DI	MI	DO	FR	SA	SO
					1	2	3	4	5	6	7	8	9
10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23
24	25	26	27	28	29	30							

DEZEMBER

MO	DI	MI	DO	FR	SA	SO	MO	DI	MI	DO	FR	SA	SO
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14
15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28
29	30	31											



Emmys aktuelle SERO-Tabelle

Material	Preis
Schulhefte, holzfrei, ohne Deckel, gebündelt	0,50 M/kg
Papiersäcke, handentstaubt, gebündelt	0,40 M/kg
Wellpappe, gebündelt	0,30 M/kg
Zeitungen und Broschüren, gebündelt	0,30 M/kg
Pappe und Papier, unsortiert	0,20 M/kg
standardisierte Konservengläser	0,30 M/Stück
standardisierte Spirituosenflaschen	0,20 M/Stück
sonstige Flaschen und Gläser, ab 100 ccm	0,05 M/Stück
Textilien, unsortiert	0,50 M/kg
Aluminium	1,80 M/kg
Akku-Blei	1,30 M/kg
Blei	1,80 M/kg
Gußbruch	0,23 M/kg
Eisen	0,12 M/kg
Kupfer	2,50 M/kg
Messing	2,50 M/kg
Zink	1,60 M/kg
[illegible]	6,00 M/kg
Ther[illegible]flaschen	0,03 M/Stück
[illegible] z. B. Spielzeug, Wann[illegible]	1,00 M/kg

Vor wenigen Wochen besuchte Emmy einige Kollegen, die sich von Berufs wegen mit dem Sammeln von Sekundärrohstoffen beschäftigen. Es waren Mitarbeiter der SERO-Betriebe aus vielen Bezirken unserer Republik. Emmy erzählte ihnen, mit wieviel Fleiß und Liebe die „Frösi"-Leser den Sekundärrohstoffen auf der Spur sind. Darüber freuten sie sich natürlich riesig und sie griffen sofort zu Bleistift und Papier und schrieben

Ein Gedicht für Emmy!

Emmy ist ein liebes Tier,
sie sammelt fleißig Knüllpapier.
Drum mach's ihr nach und lauf' schnell los –
der Haufen, der wird riesengroß!

Ines Rambow, 2753 Schwerin

Emmy macht 'ne große Sause,
holt die SERO von zu Hause.
Knüllpapier – ganz aktuell –
sammelt sie besonders schnell.

Heike Darmüntzel, 2500 Rostock

Emmy sagt: „Mich plagt der Hunger, glaubt es mir.
Am besten schmeckt mir Knüllpapier.
Mein Bauch wird davon kugelrund,
und ich fühl' mich ganz kerngesund!"

Grit Wollny, 8028 Dresden

Beim SERO-Sammeln gibt es keine Schranke,
die kleine Emmy sagt euch: Danke!

M. Sänger, 9040 Karl-Marx-Stadt

Die ganze Emmy füll' ich dir
bis zum Rüsselrand mit Knüllpapier.

J. Pieck, 1100 Berlin

Da Altpapier sehr wichtig ist,
die Emmy dieses doch nicht frißt,
deshalb bitt' ich euch sehr:
Bringt es zu SERO her!

Frank Rytiv, 5000 Erfurt

Knüllpapier, so merkt euch richtig,
ist für uns ganz dolle wichtig.
Darum schafft es auf der Stelle
rein in meine Annahmestelle.

Knüllpapier, das ist die Masche,
brauchen wir wie jede Flasche.
Liebe Emmy, hilf uns suchen,
um Erfolge zu verbuchen.

M. Prinzke, 3000 Magdeburg

Ein dickes Emmy-Küßchen, ein zünftiger Rüssel-Knutsch für alle Gedichte. Ich habe mich ganz toll gefreut. Schreibt ihr mir auch ein kleines Gedicht? Ich würde mich wie verrückt freuen. Denkt euch ein paar kleine Reime aus und wenn es darin auch noch um Knüllpapier geht, dann seid ihr ganz dicke da! Meine Anschrift: Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37, Kennwort: Emmy-Reim. Die niedlichsten Gedichte werden veröffentlicht und mit Preis-Knüll(ern) belohnt!

Zeichnung: Horst Alisch